



## Schwärmereien

Wie Vögel, Fische und Insekten, so schließen sich auch Menschen gerne zu Schwärmen zusammen, gehen als Individuen in der Masse auf, um als Gruppe ihre Kräfte und Fähigkeiten zu bündeln, sich gegen Feinde zu verteidigen oder für gemeinsame Interessen einzustehen. Gleichzeitig gibt der Einzelne im Schwarm Großteile seiner Individualität und Souveränität auf, schaltet allzu oft sein Gehirn aus und geht in den Blindflug über.

Auch an der Massenuniversität ist es verlockend, einfach mitzuschwimmen, statt sich alleine durchzukämpfen, gerade, wenn man erst anfängt (Seiten 2 bis 3). Abseits des großen Unischwarms gibt es auf den Seiten 3 bis 5 Hinweise auf die kleineren studentischen Schwärme, denen man sich anschließen kann. Wer ganz eigene Wege beschreiten will, findet schwarmlose Studienfächer auf Seite 6.

Abwehrmöglichkeiten gegen die Werbeschlammlawine der BILD-Zeitung zeigen wir auf Seite 7. Zur Schwarmblödigkeit in Fragen des Urheberrechts findet sich Lesenswertes auf den Seiten 8 bis 11. Wie man respektvoller miteinander umgehen kann, möchte in Zukunft das Interkulturelle Zentrum Heidelberg zeigen (Seiten 12 bis 13). Schließlich entsteht Neues auch nur durch das Aufeinandertreffen von Verschiedenem (Seiten 14 bis 17). Welche Schwierigkeiten und Vorurteile aus einer solchen Begegnung noch immer erwachsen, ist auf den Seiten 14 bis 15 nachzulesen. Indessen ist der große Befreiungsschlag in Russland nicht gelungen, die Putin-Schwärmerei geht vorerst weiter (Seiten 18 bis 19). Also weiter ausschwärmen und Augen auf!

*die redaktion*

Ausgabe 02/2012, Nr. 215

unimut  
ZEITSCHRIFT an DER UNI HEIDELBERG

# Gestatten, Steffen Studiosus, Student in Heidelberg.

**S**teffen Studiosus fühlte sich schon beinahe als Student, als er, in einer schwitzenden Morgenmenge gefangen, den Zug verließ. Die Hand vor sich herstreckend wie ein Eisbrecher, das Einschreibungsformular sicher darin verwahrt, dessen materieller Wert schon schwer wog, dessen ideelle Bedeutung aber ihm all das zu verkörpern schien, was er in der Schule, die beinahe schon in grauer Vorzeit, Geschichte geworden, Abschnitt einer nun sich erst so richtig zu entfaltenden Biografie – in solchen Gedanken versunken, bahnte er sich erfolgreich seinen Weg durch die Bahnhofshalle.

Draußen musste er, nicht wenig in seiner Eitelkeit verletzt, feststellen, dass er mitnichten der einzige Student war, dass der Vorplatz vielmehr überquoll von Studenten jeder Couleur. Erst begann er, die Fahrpläne zu studieren, dann den Stadtplan, schließlich aber quetschte er sich in irgendeinen Bus, wo er erleichtert feststellte, dass die Richtung wenigstens stimmte, dass er das öde Heidelberger Niemandsland zwischen Bahnhof und Bismarckplatz überwand und am Neckar entlang fahrend tatsächlich bald den Universitätsplatz erreichte.

Irgendwo hier musste er sich wohl einschreiben, aber wo – da wurde Steffen schon mitgerissen von einem Schwarm Touristen, indem er sich heillos in ihren Schirmen und Jacken verhakete. Nach einer halbstündigen Zwangsführung durch die Altstadt, leider auf japanisch, war er leidlich informiert über die Historie seiner neuen Heimat, in der Steffen allerdings noch immer keine Bleibe gefunden hatte, die seinem Geldbeutel wie auch seinem Wesen angemessen gewesen wäre.

Die eine Wohnung in der Altstadt heruntergekommen, mit Stofftüchern als Türen, und nur ein Bad und eine Küche auf dem Stockwerk und alles in äußerst fragwürdigem Zustand, was Baubestand und Sauberkeit anbelangte, und dieser Hinterhof – da hätte er gleich nach Berlin, Babylon, verbesserte er sich, gehen können. Ob die Müllabfuhr noch nicht dagewesen sei, fügte er, dezent Richtung eines kaum noch zu definierenden Polstermöbels weisend, hinzu, was durch buntes Kopfschütteln beantwortet wurde.

Das andere Zimmer in Pfaffengrund: drei Pädagogen und Pädagoginnen, ausgestattet mit einer Brotuhr von raffiniertem Mechanismus, bunt gestalteten To-Do-Listen an den Wänden und einer von gefilzten und gestrickten Dekoration entschieden überbordenden Einrichtung. Das dritte Zimmer, das er zu besichtigen genötigt gewesen war, kaum mehr als ein Loch in der Weststadt, auf dem Dachboden ohne eigenes Bad, dafür mit Tauben als Nachbarn und dem Klima eines Treibhauses für 500 Euro stickig-warm.

Das Bafög-Amt brauchte, einer konservativen Schätzung nach, noch etwa 13 Monate bis zu der zu erwartenden Ablehnung seines Antrages, die Anzahl der Stipendien der Universität verlief unter Promillegrenze und Gürtellinie zugleich, und Job hatte er natürlich auch noch keinen gefunden. Von solchen Nöten getrieben war Steffen durch die Gassen gewandert, bis er plötzlich, nur halb erstaunt ob seines hervorragenden Orientierungssinnes, tatsächlich vor dem gesuchten Studentensekretariat stand: und sich umgehend in die erstbeste Schlange einreihete.

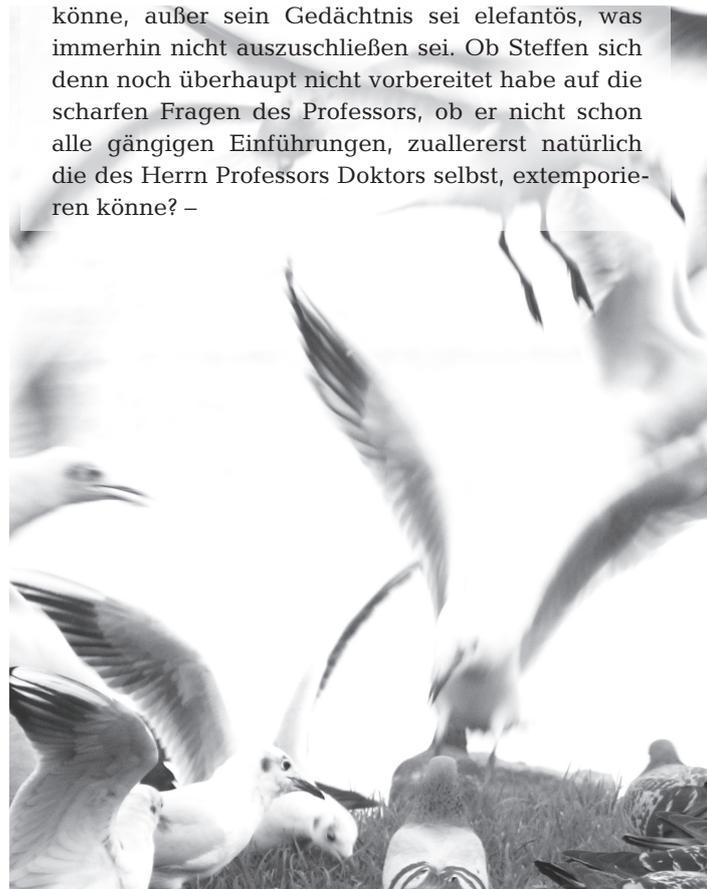
Er habe das Formular nach bestem Wissen und Gewissen ausgefüllt, auch wenn er es nur quergelesen hätte, Speed Reading,

das sei ja viel effizienter, weil man all das Unwichtige, die Details, das, was eh nur aufhalte, was den Gang der Dinge unnötig verzögere, auslasse, aber rein in der Negativität, weil es ja Ausgesondertes, Verworfenes sei, er habe sich dieser Art des Gut- und-schnell-Lesens geradezu verschrieben und die Fehlerquote: sensationell gering –

Nein, Philosophie und BWL, das sei kein Versehen, das sei Mutwillen: das eine, um des Geistes willen, das andere des Mammons wegen, und mit wem er überhaupt das Vergnügen habe, da es zu keiner Vorstellung, wenigstens keiner beidseitigen, gekommen sei, und man ja doch nun die nächsten Jahre gemeinsam, hier an der Alma Mater, wie zwei säugende Wolfskinder, die etwas wahrhaft Großes zu errichten im Stande seien, verbringen würde. – Das gestempelte und unterschriebene Formular ausführlich betrachtend, reihte er sich in die nächste Schlange ein.

Stunden später, mit einem triumphalen Gefühl im Rücken, wollte Steffen sich sogleich seinen Professoren vorstellen, sich mit ihnen kollegial verschwistern, doch traf er niemanden an, stattdessen nur lange Listen mit Sprechstundenterminen: Der nächste freie Termin aber war erst in zwei Monaten, da trug er sich lieber mal ein.

Zumindest rieten ihn seine Kommilitonen dazu, die den Professor sehr fürchteten und, wenn sie ihn kommen sahen, die Straßenseite wechselten, um seinem allzu prüfenden und strafenden Blick zu entgehen, obschon er sie ja eigentlich gar nicht kennen könne, außer sein Gedächtnis sei elefantös, was immerhin nicht auszuschließen sei. Ob Steffen sich denn noch überhaupt nicht vorbereitet habe auf die scharfen Fragen des Professors, ob er nicht schon alle gängigen Einführungen, zuallererst natürlich die des Herrn Professors Doktors selbst, extempore kenne? –



Nachdem sich Steffen die gängigen Einführungen, etwa 24 Kilogramm, gekauft hatte, brauchte er dringend einen Kaffee – woher das auf einmal kam? Doch da vorne konnte er, wollte Steffen in die Mensa, nicht an denen vorbei, die so kuriose Zeitungen verteilten, irgendwelche Linken, wie ihm ein paar rotwangig Seitengescheitelte zu verstehen gaben, die jetzt mutig im Pulk zum Mittagessen gingen. Da ließ er sich eben auch so eine Zeitung in die Hand drücken, überlas sogleich im Gehen die Geschichte über einen Ersti, der ihm ein seltsamer Tropf zu sein schien, völlig überzeichnet, dachte er bei sich, während ihn das Mädchen an der Kasse nach einer Karte fragte, die er nicht hatte.

Ausgebrannt vom Studium entschloss er sich, es war bereits am Nachmittag, körperlichen Ausgleich zu solch intensiver geistiger Tätigkeit zu betreiben, auch im Sinne der Psychohygiene, und wanderte zum Schloss hinauf, eine Ruine so prächtig, dass er gleich wieder hinunter stieg, wo er an einem offenen Fenster vorbei kam eines Gebäudes mit bunt gesprenkeltem Dach, aus dem schauerlicher Gesang drang hunderter biergeschmierter Kehlen. Irritiert lugte Steffen hinein: sah eine Fastnachtsgesellschaft zur Unzeit an einem langen Tisch sitzen und unter völlig unsinnigem Gerede sich unaufhörlich zuprosten.

Gedankenverloren und ein wenig verstört, irrte Steffen durch die Gassen, schloss sich dann aber bei Einbruch der Dämmerung kurzerhand einer Ersti-Kneipentour an, die sich umgehend in einer Spelunke niederließ, wo Rauch und Bier ihn umnebelten, wo es etwas unheimlich war und doch irgendwie behaglich, wo man über Dinge spekulierte, die niemand verstand, wo das aber mit jedem Bier an Bedeutung verlor, und wo er erst wieder unter dem Tisch erwachte, als er einen Besen im Gesicht spürte.

So fand sich Steffen Studiosus, müde, pleite, glücklich, um halb vier morgens am Gleis 2 des Hauptbahnhofes wieder, die Sonne ging langsam auf, von irgendwo wehte der Duft frisch gebackener Brötchen her, und mit ihm warteten dutzende andere: obdachlose, frierende, hungrige Studenten, und erst langsam dämmerte ihnen allen, als sie ihre Übungen auf dem kalten Beton erledigten, ihre Literaturliste im Flackern der Laternen abarbeiteten, was es bedeutete, in Heidelberg studieren zu wollen.

Allein Steffen lächelte, denn in der Ferne sah er schon einen roten Blitz, die S-Bahn nach Hause, träge den Horizont hinaufschleichen. Vielleicht aber, und das konnte er nicht ausschließen, war es auch nur eine Halluzination, verursacht durch die Kälte, den Hunger und die Erschöpfung. – Hatte er sich nicht heute morgen noch das Semesterticket kaufen wollen?

*Gregor Babelotzky*

# Initiativen in Heidelberg

## Theatergruppe Vogelfrei

Junge Theatergruppe am Germanistischen Seminar  
vogelfrei.uni-hd.de

## Schauspielgruppe Anglistik

Schauspielgruppe des Anglistischen Seminars  
uni-heidelberg.de/institute/fak9/as/groups/drama/index.html

## IDE-Fix

Theatergruppe des Instituts für Deutsch als Fremdsprache  
idefix-theater.de

## Mikrokosmos

Theaterensemble der Evangelischen Studierendengemeinde  
esg-heidelberg.de/gruppen/mikrokosmos

## die gasse.junge literatur

Studentische Literaturgruppe  
facebook.com/pages/die-gassejunge-literatur

## delta

Studentischer Philosophie- und Kunstverein  
deltaphi-hd.de

## Wildwelle Heidelberg

Studentischer Online-Sender: Kommentare, Kritik und Satire zu Politik, Bildung, Journalismus und Kunst  
youtube.com/wildwelle, wildwelle@gmail.com

## Bermuda Funk

Nicht-kommerzielles, werbefreies, unabhängiges Radio- basisdemokratisch und selbstverwaltet  
bermudafunk.org

## Gärtnerei Wildwuchs und Appel un' Ei

Studentisches Landwirtschaftsprojekt mit Lebensmittelkooperative  
wildwuchs-hd.de; appelunei.uni-hd.de

## URRMEL

Universitäre Fahrradreparaturwerkstatt mit Eigenleistung  
urmel.uni-hd.de

## Weltladen Heidelberg

Verkauf fairer Produkte und Bildungsarbeit  
my.weltladen-heidelberg.de

## Kritische Initiative

Initiative, die über (lokale) Vorgänge und Strukturen aufklären und alternative Lösungen in sozialen Fragen aufzeigen will  
kritische-initiative.de



## Asylarbeitskreis Heidelberg

Vielfältiges Engagement für Flüchtlingsfamilien  
[www.hilfe-hd.de/asylarbeitskreis](http://www.hilfe-hd.de/asylarbeitskreis)

## schwarzweiss heidelberg

StudentInnen und junge WissenschaftlerInnen, die sich in universitären und sozialen Projekten mit Themen wie Selbst- und Fremdwahrnehmungen beschäftigen  
[schwarzweiss-hd.de](http://schwarzweiss-hd.de)

## AK Gender

Diskussionsforum für genderrelevante Themen

## QueerCampus-Stammtisch

Stammtisch für Lesben, Schwule und Bisexuelle  
[queercampus.uni-hd.de](http://queercampus.uni-hd.de)

## Nightline

Die Nightline ist ein Zuhör- und Informationstelefon von Studierenden für Studierende  
[info@nightline-heidelberg.de](mailto:info@nightline-heidelberg.de), 06221/184708

Neben den Initiativen gibt es auch eine Vielzahl alternativer kultureller Biotope in Heidelberg, die eine Bühne für unterschiedlichste Veranstaltungen bieten: den romanischen Keller und das Kulturfenster sowie das ZEP, die vor allem Raum schaffen für kleinere Konzerte, Theatervorstellungen und Lesungen; Cafés wie das Café Gegendruck und das Café ohne Grenzen, die Heimstatt politischer Diskurse sind und zum Austausch einladen.

Eine breit aufgestellte, etablierte Instanz innerhalb der alternativen Heidelberger Kulturlandschaft ist der Karlstorbahnhof, der neben Konzerten, Lesungen und Theater auch regelmäßig mit bemerkenswerten Filmreihen abseits des Mainstreams aufwartet und darüber hinaus mit feinen Beats von minimal über dubstep bis Hiphop das nächtliche Gemüt zum Ausschwärmen verleitet.

Eher Gypsy- und Goaverliebt präsentiert sich da die Villa Nachttanz, die ebenfalls ein reichhaltiges Kleinkunstprogramm aufführt, jedes Jahr die FestiVilla organisiert und im Sommer auch mal Feuerfetschisten anlockt.

Weiteres unter:

[www.uni-heidelberg.de/unimut/initiativen.html](http://www.uni-heidelberg.de/unimut/initiativen.html)

# Im Einsatz für Bildungsgerechtigkeit

**Die studentische Initiative ROCK YOUR LIFE! Heidelberg e.V. setzt sich für Chancengleichheit und soziale Mobilität bei Hauptschülern ein**

In keinem anderen Industriestaat der Welt hängt der Erfolg eines Menschen so stark von der sozialen Herkunft ab wie in Deutschland. Zu viele Jugendliche mit Hauptschulabschluss landen in einem Übergangssystem, da sie keinen Ausbildungsplatz erhalten haben und keine weiterführende Schule besuchen. Was hat das zur Folge? Das Potential dieser meist aus bildungsfernen Schichten stammenden SchülerInnen schlummert unerkannt in der Beschäftigungslosigkeit.

Dieser Problematik widmet sich der gemeinnützige Verein ROCK YOUR LIFE! Heidelberg. Dieser basiert auf dem Ende 2008 an der Zeppelin-Universität in Friedrichshafen als Social Franchise gestarteten Projekt ROCK YOUR LIFE! und qualifiziert Studierende dazu, eine/n HauptschülerIn zwei Jahre lang bis zu seinem Abschluss zu betreuen. Am Pilotstandort verlief die Initiative so erfolgreich, dass beschlossen wurde, diese Idee nach und nach bundesweit aufzubauen. Um eine gleichbleibende Qualität in

allen regionalen Initiativen zu sichern, wurde eine gemeinnützige GmbH gegründet, die bei der Vereinsgründung, Anfangsschwierigkeiten sowie allen anderen Aufgaben behilflich ist.

## Ziele

Im Mai 2011 ergriffen einige Studierende der Universität Heidelberg die Initiative und gründeten ROCK YOUR LIFE! Heidelberg e.V. Der Schwerpunkt der Coaching-Beziehungen zwischen SchülerInnen und Studierenden soll auf der beruflichen Zukunft des/r Schülers/Schülerin liegen. Versteckte Potentiale sollen entdeckt werden, um Perspektiven zu eröffnen. Das alles selbstverständlich in einer Eins-zu-Eins-Coachingbeziehung, die die Möglichkeit bietet, individuell auf die Bedürfnisse des Jugendlichen einzugehen und über die Zeit von zwei Jahren eine freundschaftliche Beziehung aufzubauen. Durch diese »Begegnung auf Augenhöhe« werden schnell Vorurteile korrigiert und anfängliche Scheu beseitigt. Der Ver-



ein möchte die Gesellschaft zur Behebung von Missständen in der Bildungspolitik einladen, indem er Brücken baut zwischen Studierenden, SchülerInnen und Unternehmen. Ziel und Vision ist es, SchülerInnen aus bildungsfernen Schichten zu unterstützen, ihnen Möglichkeiten und Wege aufzuzeigen, wie sie ihre Ziele erreichen können. Damit sollen Bildungsgerechtigkeit und Chancengleichheit gefördert werden. Menschen, die Glück im Leben hatten, sollen Jugendlichen, die sozial und wirtschaftlich benachteiligt sind, die Hand geben und mit ihnen ein Stück des Weges gehen.

## Das Coaching

Jeder Studierende, der Interesse daran hat, einen Hauptschüler zu betreuen, durchläuft eine Qualifizierung, die aus mehreren Seminaren besteht und teilweise im Laufe der zwei Jahre absolviert wird. Diese Seminare werden von speziell durch RYL!-geschulte Trainer geleitet und sollen der Vorbereitung, aber auch der Weiterentwicklung der Beziehung dienen. Jedem studentischen Coach wird ein »Coaching-Paar-Koordinator« aus dem Organisationsteam zugeordnet, mit dem er während dieser zwei Jahre in Kontakt steht und der ihm bei Fragen oder Problemen jederzeit mit Rat und Tat zur Seite steht. Die Möglichkeit zum gegenseitigen Austausch von Erfahrungen haben die verschiedenen Coaches ebenso bei regelmäßigen Stammtischen, wie auch bei Veranstaltungen, die von RYL! für die Coachingpaare organisiert werden. Hierbei können die verschiedenen Coachingpaare sich gegenseitig besser kennenlernen und gemeinsam Zeit miteinander verbringen. Die Coaching-Paar-Koordinatoren organisieren auch die »Matchings« an der Schule. Hier treffen SchülerInnen und Studierende das erste Mal aufeinander und durchlaufen eine Art Speeddating. Je nach Hobbies und Interessen werden Kleingruppen von etwa jeweils drei oder vier männ-

lichen bzw. weiblichen Studierenden und der gleichen Anzahl an SchülerInnen gebildet. Daraufhin spricht jeder Studierende mit jedem/r SchülerIn aus dieser Kleingruppe. Dies ermöglicht es, herauszufinden, wer einem auf Anhieb sympathisch ist und wer nicht, mit wem man sich eine Coachingbeziehung vorstellen kann und mit wem nicht. Auf diese Art und Weise konnten im Dezember letzten Jahres 28 Coachingbeziehungen zusammengeführt werden, an der Heiligenbergschule in Handschuhsheim und an der Waldparkschule auf dem Boxberg. Die Nachfrage der SchülerInnen ist sehr groß, ein Hinweis darauf, wie sehr solch ein Projekt vonnöten ist.

## Unternehmensnetzwerk

Parallel zu den Coachingbeziehungen wird von einem Teil des Organisationsteams ein Unternehmensnetzwerk in Heidelberg aufgebaut, das es den SchülerInnen zunächst vereinfachen soll, Praktikumsplätze zu ergattern und langfristig gesehen auch den Einstieg in die Berufswelt erleichtern soll. Auch das Fundraising und die Zusammenarbeit mit Stiftungen fallen in diesen Bereich, in dem insbesondere Studierende aus wirtschaftlichen Fächern bereits studienbegleitend Erfahrungen sammeln können. Dieses Unternehmensnetzwerk konnte bereits u.a. die Buchhandlung Schmitt & Hahn, den Friseurbetrieb hairdivine sowie den Copyshop Baier für das Projekt gewinnen. Zudem haben die Organisationsmitglieder die Möglichkeit, bei internen Schulungen ihr Wissen und ihre Fähigkeiten in ihrem Bereich zu erweitern. So gelingt es, dass sich jeder Studierender, welches Fach er auch studiert, ob Ägyptologie oder Zahnmedizin, in den Verein einbringen und seine Stärken ausarbeiten kann.

## ROCK YOUR LIFE! Heidelberg

ROCK YOUR LIFE! Heidelberg steht unter der Schirmherrschaft des Oberbürgermeisters von Heidelberg, Dr. Eckart Würzner, wächst stetig und ist auf der Suche nach Unternehmen, Privatpersonen oder anderen Projekten, die Interesse an einer Zusammenarbeit haben. Für die nächste Kohorte an SchülerInnen jedoch, die nach den Sommerferien starten soll, sucht ROCK YOUR LIFE!

insbesondere motivierte Studierende, die Lust haben, sich sozial zu engagieren und einen Hauptschüler zu betreuen. Studierende, die sich eine Mitarbeit im Organisationsteam vorstellen können, werden auch dringend benötigt, da für den Verwaltungsaufwand der Coachingbeziehungen und deren Betreuung viele fleißige Helfer vonnöten sind.

Alle Interessenten sind herzlich dazu eingeladen, am 18. und 26. April um 19:15 Uhr in den Hörsaal 1 der Neuen Universität zu kommen und sich Näheres über das Engagement bei ROCK YOUR LIFE! Heidelberg anzuhören und offene Fragen zu klären.

*Dagmar Wawrzyczek*





# Abseits des Schwarms studieren

## Orchideenfächer an der Uni Heidelberg

» **U**nd was studierst du so?« – »Assyriologie!« – kurze Verwirrung macht sich im Gesicht meines Gesprächspartners breit. Doch schnell schafft er es, sich auf dieses seltsame Wort einen Reim zu machen: »Oh, Astrologie, ja...ich finde Sterne ja auch unglaublich interessant...« Solche und ähnliche Gespräche sind wohl allen fünfzehn Studenten, die dieses weitestgehend unbekannte Fach gewählt haben, bekannt. (Kurzinformation für das nächste Gespräch dieser Art: Die Assyriologie beschäftigt sich mit den Sprachen und Kulturen des Vorderen Orients, die sich der Keilschrift bedienen).

Mit ihren zwei Professuren und der äußerst geringen Studierendenzahl fällt die Assyriologie, ebenso wie 37 weitere Fächer, die an der Universität Heidelberg gelehrt werden (darunter z.B. auch Papyrologie, Slavistik, Byzantinische Archäologie oder theoretische Astrophysik), unter den Begriff »kleines Fach«. Eine eigene Forschungsgruppe, die »Potsdamer Arbeitsstelle Kleine Fächer«, beschäftigt sich seit dem Jahr 2005 eingehend mit der Entwicklung der kleineren Studiengänge in der deutschen Hochschullandschaft. Sie definierten ein »kleines Fach« als eine Disziplin, die zum einen an nur wenigen Standorten studiert werden kann und zum anderen nur wenige Professoren und Mitarbeiter beschäftigt.

Diese beiden Faktoren führen dazu, dass große Wissensbereiche durch wenige Personen abgedeckt werden müssen. Wo »große Fächer« mit vielen Professuren eine Spezialisierung der einzelnen Mitarbeiter erlauben, muss eine Lehrperson in den »kleinen Fächern« ein viel weiteres Gebiet abdecken und vielfältigere Qualifikationen mitbringen. Da auch nur wenige Mittelbau- und Verwaltungsstellen auf die kleinen Fächer entfallen, müssen neben der Lehre und Forschung auch die Verwaltung durch wenige Personen geleistet werden. Das führt dazu, dass die für Studenten wichtige Kontaktzeit oft mit dem Schreiben von Anträgen und hochschulpolitischen Sitzungen vertan wird. Finanzielle Zuwendungen gehen weitaus seltener an diese, oft den Geisteswissenschaften angehörenden Fächer, so dass sie auch in Hinblick auf ihre finanziellen Möglichkeiten als »klein« zu bezeichnen sind.

Doch trotz dieser vermeintlichen Nachteile bieten die kleinen Fächer viele Vorteile im Vergleich zu ihren großen Brüdern: In der Assyriologie ist bei-

spielsweise mit zwei Vollprofessuren, einer Assistenzstelle und zahlreichen Projektmitarbeitern, die nicht nur an der Forschung, sondern auch an der Unterrichtsgestaltung beteiligt sind, ein Betreuungsverhältnis vorzufinden, wie es an der Universität Heidelberg wohl einmalig ist. Zu Zeiten, in denen Studierende wegen überfüllten Hörsälen und mangelhafter Betreuung auf die Straße gehen, stehen die wenigen Assyriologiestudenten vor ihrem Elfenbeinturm (Hauptstraße 126) und reiben sich verwundert die Augen ob des großen Aufruhrs da draußen, der sie doch nur vom stillen Selbststudium in der Bibliothek ablenkt.

Auch der Studienablauf und die zu besuchenden Fächer unterscheiden sich von denen der Massenstudiengänge. Im Laufe eines Bachelor-Studiums erlernen Studenten der Assyriologie in mindestens drei Sprachen das Schriftsystem, den Wortschatz und die Grammatik. Neben der rein philologischen Ausbildung werden Kenntnisse der Geschichte, der Politik, Wirtschaft, Religion, Recht und vieler weiterer Aspekte der altorientalischen Kulturen vermittelt. Und wo sonst finden sich im Vorlesungsverzeichnis so spannende Titel wie »Die Eingeweidenschau in den Kulturen des Altertums« oder »Das Liebesleben im Alten Orient: Poesie, Rituale und Beschwörungen«? Des Weiteren wird den Studenten schon früh eine Beteiligung an aktuellen Forschungsfragen ermöglicht. So werden beispielsweise in eigenen Forschungsseminaren noch unpublizierte Texte bearbeitet.

Die Frage »Und was willst du später mal damit machen?« wird dem Studierenden eines Orchideenfachs natürlich nochmal häufiger gestellt, als anderen geisteswissenschaftlichen Studierenden, denn das mögliche Berufsfeld ist genauso unbekannt wie das Fach selbst. Doch bieten gerade die ungewöhnlichen Perspektiven (im Fall der Assyriologie einer Altertumswissenschaft) auch im Hinblick auf aktuelle Fragestellungen neue Chancen und eröffnen somit ein weites Berufsfeld jenseits der universitären Laufbahn.

Die Hochschulrektorenkonferenz der deutschen Universitäten und Hochschulen erkannte in einer Senatsempfehlung aus dem Jahre 2007 die Wichtigkeit der kleinen Fächer für die deutsche Hochschullandschaft explizit an. Diese seien wissenschaftlich äußerst leistungsfähig und würden das Profil der Hochschulen, an denen sie vertreten sind, erweitern und diesen somit vor allem auch im internationalen wissenschaftlichen Wettbewerb Vorteile bringen. Daraus resultiert eine Verpflichtung der Hochschulpolitik in Deutschland, diesen Fächern besondere Aufmerksamkeit zu schenken und sie (im Wettbewerb mit den etablierten, großen Fächern) zu schützen und zu stärken, um die Vielfalt in der deutschen Hochschullandschaft auch in Zukunft zu gewährleisten.

Die Orchideenfächer bieten eine interessante Alternative jenseits des Massenbetriebs. Und das Risiko der beruflichen Zukunft unterscheidet sich durchaus nicht von dem in anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen.

*Joana van de Löcht*



# Meinungsschwarm

## Auch dem geschenkten Gaul schaut man ins Maul

**A**m 23. Juni 2012 feiert die BILD-Zeitung ihren 60. Geburtstag. Dieses Jubiläum möchte der Springer Verlag damit begehen, dass er selbstlos auf Geschenke verzichtet und stattdessen die ganze Bundesrepublik mit einer Jubiläumsausgabe frei Haus beglückt. Doch was wie ein Geschenk des für seine Menschenliebe bekannten Springer Konzerns aussieht, ist in Wahrheit ein lukratives Geschäft. Denn den Produktionskosten für eine solche Gratis-Ausgabe stehen gewaltige Werbeeinnahmen aus einer Auflage von 41.000.000 (so viele Haushalte gibt es nämlich in Deutschland) gegenüber. Für die BILD-Zeitung also ein doppelter Gewinn, denn nicht nur erreicht sie mit einem Schlag nahezu ganz Deutschland für ihren Propagandajournalismus, sondern macht auch noch ein riesigen Gewinn damit.

Wer nicht unfreiwillig die BILD-Zeitung finanziell unterstützen möchte, kann sich einfach und schnell dagegen wehren. Auf der Homepage [www.ccompact.de](http://www.ccompact.de) kann man ein online-Formular ausfüllen, dass es der BILD-Zeitung rechtsverbindlich untersagt, die ungebetene Zeitung zuzustellen. Somit schont man die Umwelt (auch die geistige), verringert die Werbeeinnahmen durch die kleinere Auflage und v.a. verursacht man dem Springer Konzern einen nicht zu verachtenden Verwaltungs- und Logistikaufwand, diese undankbaren Haushalte beim Verteilen auszusparen.

Die Online-Aktion gegen die BILD wurde von einer Anwaltskanzlei geprüft. Die Untersagung ist so formuliert, dass der Springer Verlag die BILD-Zeitung an die Verweigerer nicht ausliefern darf. Wenn Springer trotz Widerspruch die BILD zustellt, kann der Verlag kostenpflichtig abgemahnt und zur Abgabe einer Unterlassungserklärung aufgefordert werden.

*die redaktion*

### IMPRESSUM... der UNIMUT

Zeitschrift [an] der Uni Heidelberg, Ausgabe 2/2012. Nr. 215 vom 16. April 2012. Redaktion: Gregor Babelotzky, Leonard Keidel, Theresa Pleitner, Janina Reibold, Annika Sterk, Chiara Westermann. Auflage 3000. Unidruckerei. Für namentlich gekennzeichnete Beiträge ist der/die VerfasserIn verantwortlich. Unterstützt von der FachSchaftsKonferenz, Albert-Überle-Str. 3-5, 69117 Heidelberg.

e-mail: [unimut@posteo.de](mailto:unimut@posteo.de).

Alle Ausgaben auch unter: [www.uni-heidelberg.de/unimut](http://www.uni-heidelberg.de/unimut)

#### Bilder:

S. 1: ›Schwäne über Rügen‹ von brainbox, aus der kostenlosen Bilddatenbank [www.piqs.de](http://www.piqs.de), CC-Lizenz (BY 2.0), <http://creativecommons.org/licenses/by/2.0/de/deed.de>; S. 4/5: ›Elefanten Parade - parading elephants in the zoo‹ von atibens (<http://www.flickr.com/photos/atibens/4046120886/>); S. 13: ›Crozet Archipelago - King Penguins‹ von Ä1WOUW! (<http://www.flickr.com/photos/44079186@N00/332606299/in/set-72157601503506513/>); S. 19: ›In Formation‹ von woman76, aus der kostenlosen Bilddatenbank [www.piqs.de](http://www.piqs.de), CC-Lizenz (BY 2.0), <http://creativecommons.org/licenses/by/2.0/de/deed.de>

# Shitstorm over Regener

## oder: Der Künstler im Zeitalter seiner digitalen Enteignung

»Die Orientierung von allem und jedem ausschließlich an ökonomischen Interessen (vornehmlich natürlich an den eigenen) tut ihr Übriges, um eine Sichtweise zu etablieren, die sich, paradox genug, durch einen hedonistischen und zugleich antiindividualistischen Furor auszeichnet, der leicht ins Kannibalistische abgleiten kann. Das Resultat ist eine sehr spezielle Einsichtslosigkeit in die Notwendigkeit jener vom Gesetz garantierten Freiheitsräume, die Wissenschaft und Kultur wie der Mensch die Luft zum Atmen brauchen.« Roland Reuß in »Autorschaft als Werkherrschafft in digitaler Zeit«

**D**a hat er unlängst mal die Faxen dicke gehabt, der Sven Regener, Schriftsteller und Sänger von Element of Crime. In einem wütenden Monolog ereiferte er sich im Bayrischen Rundfunk über die immer miserabler werdenden Produktionsbedingungen für Künstler in dieser Gesellschaft. »Man pisst uns ins Gesicht!«, konstatierte er und meinte die sogenannte »Netzgemeinde«, vertreten durch die gerade furios erfolgreiche Piratenpartei. Denn die Abschaffung des Urheberrechts wird hier nicht nur debattiert, sondern seit Jahren exzessiv praktiziert und als »Freiheit« gefeiert. Dass das Urheberrecht die wesentliche Säule für das Einkommen von Künstlern wie Regener darstellt, diese also in ihrer Freiheit beschnitten werden sollen, interessiert dabei kaum jemanden. Kunst hat eben für alle da zu sein – umsonst versteht sich. Gesetzt den Fall, es wäre möglich, sich von digitalem Brot zu ernähren, würde für Backwerk sicher dasselbe gelten, weshalb es sich bei dieser Idee zumindest auf den ersten Blick um eine charmante antikapitalistische Vision mit Weltretungscharakter handelt.

Dumm nur, dass die Waren von Bäckern, Metzgern oder Bierbauern nicht digital zu kopieren sind. Deshalb wird denen – auch von der Piratenpartei – weiterhin ein Geldwert zuerkannt. Die ominöse Netzgemeinde, zu deren Vertreter sich diese Partei aufschwingt, will also nur den Warenwert der Kunst abschaffen, dabei aber gar nicht – wie im Shitstorm, der auf Regener niederging, häufig zu lesen war – in erster Linie dem Künstler schaden, sondern der teuflischen »Kulturindustrie«, vertreten durch die großen Film- und Musikimperien und ihre miesen Darth Vaders, wie etwa die GEMA.

**Was in diesem Zusammenhang gern übersehen wird:** Universal, Sony, Warner Bros. & Co. schrei-

en zwar am lautesten, weil sie die lauteste Stimme haben, sind aber gleichzeitig diejenigen, die längst Wege gefunden haben auch, in einem offenen Netz weiter zu verdienen. Wem es wirklich an den Kragen geht, das sind – dieser Teil von Regeners Rede wird oft überhört – die kleinen Independent-Label oder -Verlage, die eben nicht über den nötigen Marketing-Apparat und Finanzrahmen verfügen, sich mittels Beteiligungen an Internet-Plattformen und großen Werbeverträgen ihren Anteil vom Kuchen zu sichern. Ebenso sieht es bei den Künstlern aus: Lady Gaga oder Justin Bieber müssen keine Angst haben, denn ihre »Kunst« ist ohnehin nur Markendesign von Medienkonzernen, die tatsächlich kein Urheberrecht brauchen, um Gewinn zu realisieren. Wen es trifft, das ist sozusagen der künstlerische Mittelstand, zu dem man auch Regener zählen muss. Trotz all seiner Erfolge ist der Mann mit Sicherheit kein »reicher Sack«, wie er im Shitstorm zigfach tituliert wird, das wird man nämlich nicht so leicht, wenn man Kunst macht. Auch das (noch) geltende Urheberrecht mit seinen Verwertungsgesellschaften à la GEMA, wie es nun von Regener verteidigt wird, ist im Kern eine Umverteilung von unten nach oben. Mit der Bekanntheit von Element of Crime kann man durchaus von der GEMA leben, um aber über die GEMA reich werden zu können, müsste man schon Herbert Grönemeyer oder Xavier Naidoo sein. Nach unten tritt und spuckt dieser bizarr legitimierte Verein, speist das Gros seiner Mitglieder mit Brosamen ab, macht kleine Clubs kaputt und hat mit seinen überzogenen Gebühren manches ambitionierte Festival auf dem Gewissen. Abschaffen? Gerne. Ersatzlos? Nein.

Wenn sich nun in einer aktuellen Pressemitteilung »101 Piraten für ein neues Urheberrecht« stark machen, um dem Aufruhr der Künstler entgegenzutreten, ist in fast allen der 101 Beiträge zu lesen, man wolle ja nur das Beste für diese, nämlich den unvermittelten Kontakt zum Konsumenten. Es ginge doch nicht an, dass ein Großteil des Ladenpreises für Bücher oder CDs bei Verwertungsgesellschaften, Labels oder Verlagen hängenbleibt. Richtig daran ist, dass Künstler, insbesondere jene unterhalb des Weltstar-Sektors, zu wenig verdienen. Falsch ist aber die Vorstellung, die Künstler müssten deshalb ein Interesse daran haben, auf Verlage, Labels und Verwertungsgesellschaften zu verzichten. Mag die Gewinnverteilung auch noch so ungerecht sein, so leistet etwa der Verlag doch Dinge für mein Werk, die ich weder leisten kann noch will. Das beginnt mit dem Lektorat und endet bei Vertrieb und Pressearbeit sowie (im Idealfall) Lesungsorganisation. Außerdem verschafft der Verlag schon mit seiner Autoren- und Themenauswahl dem neuen Buch die Einordnung in eine spezifische literarische Sphäre und damit einen ersten Beleg seiner Qualität. Die Verwertungsgesellschaften ihrerseits sorgen dafür, dass ich nicht mühsam recherchieren muss, wo mein Werk benutzt und weiterverbreitet wird, dass ich nicht ständig Rechnungen verschicken, anmahnen und einklagen muss, dass also die Zahl meiner Vertragspartner überschaubar bleibt und ich mich auf mein künstlerisches Schaffen konzentrieren kann. Und deshalb – auch, wenn die Verträge oft mies sind

und gerade die GEMA (im Gegensatz zu anderen Verwertern, wie etwa der VG Wort!) nahezu kriminell agiert – wird kaum ein Künstler bereit sein, die Grundstruktur dieses Systems infrage zu stellen.

**Ein Fritz Effenberger, Vorstandsvorsitzender der schwäbischen Piraten, schreibt** unter dem Titel »Sven Regener, du erzählst Unsinn, und ich erklär dir warum« in seinem Blog, er mache ja auch Musik, aber man müsse sein Geld im Internet eben anders verdienen, mit Werbung zum Beispiel. Alle seine journalistischen Texte seien frei verfügbar und er verdiene trotzdem super. Wundermaschine Internet: Gewusst wie, und schon läuft's! Leider klingt das alles nur noch halb so gut, wenn man ihn googelt, den Herrn Effenberger. Mit Werbung verdient er beim Bloggen schon mal genau so wenig wie ich, es gibt nämlich keine auf seinem Blog. Kollege von Regener ist er auch nicht, hat nur mal als junger Mann bei einer relativ unbekanntem Band gespielt und greift heute manchmal hobbymäßig zur Gitarre. Sein Geld verdient er u.a. als Entwickler von Games und Gadgets (Copyright!) und als Schreiberling für Online-Magazine, auf deren Plattformen für Microsoft, Apple & Co. geworben wird. Und um deren Produkte (nicht etwa um Kunst) geht es in diesen Magazinen auch. Hier zeigt sich das Internet einmal mehr als selbstreferentielle Blase, die sich zwar anscheinend wunderbar aus sich selbst heraus finanziert, dabei aber auf all jene scheißt, die sich nicht hauptberuflich auf seine Strukturen einlassen wollen. Um hier zu verdienen, muss man es so machen wie Effenberger: Aufhören, Künstler zu sein. »Mach das doch auch bitte«, fordert er Regener tatsächlich auf.

**Überträgt man die Idee, dass nicht mehr der Konsument den Produzenten bezahlt,** auf die eingangs erwähnten Bäcker, wird das Problem deutlicher: Der Bäcker würde dann seine Brötchen umsonst abgeben und das mit Werbung auf den Tüten finanzieren. Weil aber nur jener Bäcker richtig gute Werbekunden kriegt, der enorm viel Brötchen unters Volk bringt, bleiben bald nur noch ein oder zwei riesige Backkonzerne, die möglichst billig etwas herstellen, was vage wie ein Brötchen aussieht, und vielleicht ein paar Idioten, denen unbezahltes Brötchenbacken Spaß macht. Wie es dazu kommen konnte, dass auch sich »links« gerierende Zeitgenossen Konzernwerbung plötzlich so unkritisch sehen, ist eine Frage, die man sicher mal separat erörtern müsste ...

**Aber zurück zur Kunst:** Hier gibt es inzwischen einige Ideen, wie man Künstler anders als auf dem üblichen Weg über Verwertungsgesellschaften entlohnen könnte. Oft genannt wird zum Beispiel das freiwillige Bezahlssystem »Flattr«, dessen Pferdefuß (neben der Finanzierung eines Konzerns namens »Flattr« mit 10 Prozent auf jede Spende) – hehres Menschenbild hin oder her – die Freiwilligkeit ist. Der Chaos Computer Club (CCC) sieht diesen Pferdefuß auch und hat deshalb die Idee einer verbindlichen »Kulturwertmark« in die Welt gesetzt. Hierbei handelt es sich im Prinzip um eine neue Steuer, die monatlich für jeden Internetanschluss erhoben werden soll. Anschließend entscheidet der Konsument selber, welchem

Künstler seine Kulturwertmärker zugute kommen. Damit nun aber der Konsument nicht alles Geld an Florian Silbereisen oder Böhse Onkelz abgibt, soll es eine Obergrenze geben. Wer diese Obergrenze (mit der unsere Branche dann die erste wäre, in der es einen *Maximallohn* gibt) festlegen soll, weiß der CCC noch nicht. Vermutlich die »Stiftung«, die nach seiner Vorstellung an die Stelle der GEMA treten soll (und die sicher deren Mitarbeiter – des KnowHows wegen – übernehme). Auch schwant dem CCC, dass es Kunstarten und -richtungen gibt, die bei einer Konsumentenbewertung vollkommen durchs Raster fallen würden, was das kulturelle Spektrum schwer beschädigen würde. Also möchte man die Vergabe der Kulturwertmark beispielsweise für Popmusik prozentual begrenzen. Ob dadurch allerdings die Komponisten sogenannter »Ernster Musik« eine faire Chance bekämen, scheint mir überaus fraglich. Wahrscheinlich müsste man hierfür noch eine finanzielle Höherbewertung der tatsächlich vergebenen Kulturwertmärker einrichten, also ziemlich genau das tun, was derzeit die GEMA tut.

**Aber so sehr sich die neu zu schaffende »Stiftung« und die GEMA** an diesem Punkt auch schon wieder gleichen, einen Machtfaktor müsste man der »Stiftung« sogar noch zusätzlich einräumen, von dem auch in der GEMA sicher mancher feuchte Träume träumt: Nämlich, die Entscheidung zu treffen, was Kunst ist und was nicht. Warum? Weil jeder halbwegs findige Nutzer ansonsten irgendein Textchen, eine Dreitonfolge mit Gebrüll drüber und ein grün eingefärbtes Urlaubsbild ins Netz stellt und sich seine Kulturmärker einfach selber gibt, bzw. das als Austauschgeschäft mit einem Kumpel organisiert. Jede Steuer schafft schnell ihre Schlupflöcher und deshalb auch einen monströsen Machtapparat, der dem der GEMA mit Sicherheit in nichts nachstünde, sie vielleicht sogar noch übertreffen würde. Gleiches gilt für die »Kulturfltrate«, für die sich Politiker der sogenannten etablierten Parteien nun stark machen, um damit vielleicht die Piraten auszubremsen. Hier träte sogar ganz konkret der Staat in die Rolle des Verteilers, weshalb man sich an zwei Fingern ausrechnen kann, dass nur ein Bruchteil der gesammelten Gelder den Weg zum Künstler fände.

**Was das Verstörendste an der ganzen Debatte ist:** Warum will man eigentlich unbedingt die Schutzfristen im Urheberrecht verändern bzw.

abschaffen? 51 Tatort-Autoren haben gerade in einem offenen Brief zu Recht darauf hingewiesen, dass es den Nutzern doch in der Regel nicht um freien Zugang zu den Werken bereits verstorbener Autoren geht, sondern um den freien Zugang zu aktuellen Songs und Filmen. Die Tatort-Autoren konstatieren Symbolpolitik («Schaut her, wir kommen euch ein bisschen entgegen!») und haben sicher recht damit. Hier wird die Debatte endgültig zu einer geisterhaften, die sich ihres Gegenstandes nicht mehr bewusst ist. Kurze Erklärung: Die Schutzfristen haben den Sinn, dass ein Autor Zeit seines Lebens (und die Erben noch eine Weile danach) die Entscheidungshoheit darüber behält, in welchem Zusammenhang sein Text erscheint. Das ist erst mal sinnvoll. Ich jedenfalls möchte nicht, dass mein Name plötzlich im Autorenverzeichnis eines rechten Blattes wie etwa der Jungen Freiheit erscheint. Die Piratenpartei aber meint, ich müsse damit leben. Schließlich seien wir alle (die Piraten, die Junge Freiheit und ich) ein Schwarm, und mein Werk ist eigentlich unser aller Werk, habe ich doch zu seiner Herstellung »in erheblichem Maße auf den öffentlichen Schatz an Schöpfungen zurückgegriffen« – so steht es im Parteiprogramm. Das ist nicht nur frech, hier scheint (auch wenn man internationalistischen Anspruch zugrunde legt) eine antiindividualistische Volkskörper-Ideologie mit totalitärem Charakter durch, wenngleich das den Autoren dieses Programms sicher nicht bewusst war. Vielleicht ist es einfach schwer, sich den Schaffungsprozess eines originären Werkes vorzustellen, wenn man sich den ganzen Tag nur mit Samples und drag and drop beschäftigt. Ein Text wie dieser hier hat immer einen Autor, und dieser Autor, der da tagelang an Sätzen und Argumenten feilt und seinem Körper dabei viel zu viel Koffein und Nikotin zuführt, das sind nicht »wir alle«. Nicht »wir« haben »Herr Lehmann« geschrieben, Sven Regener hat es getan. Dass dieser Zusammenhang nicht mehr verstanden wird, ist bereits fatales psychologisches Nebenprodukt einer entwertenden Aneignung von Kunst per Mausclick. Denn die absolute Verfügbarkeit negiert nicht nur den künstlerischen Wert des begehrten Werkes, sondern auch den Wert der menschlichen Arbeit, die in ihm steckt.

**Anhand dieser Problematik wird eines allzu deutlich: Was immer sich der CCC oder andere in Sachen Finanzausgleich für den Künstler einfallen lassen, an der Mehrzahl der Nutzer gehen solche Überlegungen komplett vorbei. Die wollen keine neue Steuer oder ähnliches, sondern die totale Abschaffung des Copyrights, um Kultur unbegrenzt kostenfrei konsumieren zu können.**

Auch unter der Fahne der Piratenpartei vertreten sie diesen Anspruch, wie kürzlich ein Musikerkollege von mir, auf seine schriftliche Nachfrage hin, noch mal vom Berliner Landesvorsitzenden Hartmut »Hase« Semken bestätigt bekam. Dies aber kann gar nichts anderes zu Folge haben, als die Abschaffung von Kunst als Beruf. »Einmal kacken und lebenslang verdienen« – dieser Vorwurf taucht im Anti-Regener-Shitstorm in verschiedensten Variationen immer wieder auf. Bemerkenswert ist dabei das Wort »kacken«. Gemeint ist nämlich nicht, dass Regener nur Kacke produziert, denn dann könnte es einem ja egal sein, ob man dafür bezahlen muss oder nicht. Nein, was sich darin ausdrückt, ist eine grandiose Unkenntnis der künstlerischen Produktionsweise.

Es gab in der Menschheitsgeschichte Zeiten, da war ein Buch oder ein Musikstück (ja, sogar die Befähigung zum Schreiben) etwas so besonderes, dass die Arbeit des Künstlers in eine geradezu göttliche Sphäre entrückt wahrgenommen wurde. Aus der absoluten digitalen Verfügbarkeit der Kunst entsteht nun die entgegengesetzte Vorstellung, die Produktion eines künstlerischen Werkes brauche nicht mehr als ein paar Klicks. Beide Vorstellungen, die überhöhende wie die negierende, sind absurd. Die Grundlage jedes Werkes ist (neben Talent und Vision) vor allem Arbeit. Kaum ein Schriftsteller ist in der Lage, mehr als ein Buch alle ein bis drei Jahre zu schreiben, was schon eine ziemlich lange Sitzung wäre, wenn man beim Bild des »Kackens« bliebe. Für diese Arbeit wird der Autor in der Regel mit zehn Prozent an den Einnahmen beteiligt. Davon kann man (wenn man nicht gerade über »Feuchtgebiete« schreibt) nur unter der Prämisse einigermaßen leben, dass man – während man immer neue Bücher produziert – an der Verwertung der vorhergegangenen weiter verdient. Für gute Musik gilt dasselbe. »Kacken« mag (wenn man es von der negativen Konnotation befreit) durchaus ein treffendes Bild sein für das, was mancher Blogger allmorgendlich auf seiner Seite macht, denn Blogs leben ja meist vom schnellen, tagesaktuellen »Geschäft«, und sondert man täglich ab, kommen dabei bestimmt fix 200 Seiten zusammen. Aber, mag es sich hierbei auch um wirklich lesenswerte Gedanken handeln, ein Buch ist das noch nicht.

**Nun gibt es Nutzer, die sagen: »Aber es geht uns doch nur ums Internet! Und viele Leute bezahlen ja sogar für das, was sie runterladen. Ist das wirklich ein so großer Verlust?«** Ja, ist es. Coole junge Leute, die sich für Abseitiges interessieren, zahlen nämlich in der Regel nicht. Zahlen tun bislang nur die Doofies – für Depeche Mode oder Madonna – und ein paar Moralisten mittels Flattr. Und auch das Argument von meist älteren Nutzern, wenn einem wirklich etwas gefiele, würde man sich ja doch die CD kaufen, ist eine Chimäre. Selbst in meinem, weitgehend jenseits der Vierzig angesiedelten, Bekanntenkreis gibt es bereits Leute, die gar keinen CD-Player mehr haben. Die CD ist ein sterbendes Medium. Die kleinen Labels und Verlage draußen in der wirklichen Welt gehen tatsächlich pleite und mit ihnen ihre Künstler. Allerdings liegt das nicht ausschließlich am Schwarzkopieren. Es liegt daran, dass das Internet beim Kunst-Konsumenten schon seit zehn Jahren den grundsätzlichen Anspruch nährt, den Sektor Kunst für um-

sonst zu bekommen – auch außerhalb des Netzes. Die Bereitschaft beispielsweise für Konzerte weniger bekannter Bands oder gar für Lesungen zu bezahlen wird seit Jahren immer geringer, also auch die Eintrittsgelder und die Gagen, jedenfalls dort, wo kein staatliches Förder- oder Subventionssystem wirkt. Da wird am Einlass inzwischen schon über 5 Euro diskutiert, obwohl man am selben Abend ohne mit der Wimper zu zucken 30 Euro versäuft, womit dann auch klar wird, dass das Problem hier nicht in erster Linie Armut heißt. Der CD-Verkauf, der noch eine Zeitlang die niedriger werdenden Gagen abfederte, findet bei einem Publikum, das mehrheitlich unter dreißig ist, nahezu nicht mehr statt. Der Künstler wird am CD-Stand sogar noch gefragt, wo es die CD zum kostenlosen Download gibt. Und was tut er, der Künstler? Lacht. Weil er ja nicht »uncool« sein darf – auch das ein Begriff aus Regeners Rede. Uncool wird man schnell, zum Beispiel wenn man die Anfrage eines coolen Clubs, dort umsonst zu spielen, ablehnt. Sogar als Kapitalist gilt man dann, obwohl jeder in diesem Club, vom Barmann bis zum Türsteher, Geld verdient, ohne dafür Kapitalist genannt zu werden. Und das – auch wenn die eigene Beobachtung gemeinhin als ungenaueste der empirischen Methoden gilt – ist längst Künstleralltag. Wer sich dagegen auflehnt, ist »uncool« bzw. konservativ. Wobei niemandem aufzufallen scheint, dass es gerade den Independent- und Alternative-Sektor (also das Besondere und Abseitige) zuerst trifft und dass die Coolen und Fortschrittlichen somit plötzlich Bejoncé oder Shakira heißen. Die haben solche Probleme nämlich nicht.

**Sascha Lobo, einer der ideologischen Papschlümpfe der Netzgemeinde,** wird in seiner regelmäßigen Kolumne auf SpiegelOnline nicht müde, jede Erregung in Internet-Fragen als konservative Fortschrittsangst zu entlarven. Stets nach demselben Muster verfahren, zitiert er irgendwelche Ängste, die Menschen etwa bei der Einführung von Kraftfahrzeugen oder Fernsehen geäußert haben, um dann altklug festzustellen, dass wir heute alle Autos nutzen und fernsehen und uns die damaligen Ängste nun lächerlich vorkommen. Faktisch hat aber noch fast jede Erfindung die Welt nicht nur zum Positiven verändert. Häufig hinterließ man der Nachwelt sogar gigantische Hypotheken, so heiß war man darauf, das neue Spielzeug in Aktion zu sehen. Es ist mitnichten konservativ, über mögliche Folgen nachzudenken, bevor sie eingetreten sind, und schon gar nicht ist es konservativ, vor Folgen zu warnen, die bereits offensichtlich sind.

Um beispielsweise als Musiker im Internet über Klicks bei YouTube Geld zu verdienen (wie es Fritz Effenberger propagiert), hat es keinen Sinn mehr, jährlich zwanzig Songs zu schreiben und achtzig Konzerte zu geben. Man muss einen einzigen Song schreiben und den Rest der Zeit damit verbringen, diesen überall einzustellen und mit einem lustigen (lustig ist immer toll!) Video sowie allerlei Marketing-Rödelei im Web 2.0, 3.0 oder 5.0 zu promoten. Und hat man irgendwann 12 Millionen Klicks, ergibt auch das Touren wieder Sinn. Verabschieden wir uns also von künstlerischen Ideen, die etwas abseitiger sind und Zeit brauchen. Kurz ist die Aufmerksamkeitsspanne im Internet, kurz und auffällig muss daher das Werk sein, will man damit verdienen. Dieser Artikel hier ist schon vor zwei Seiten zu lang gewesen, um von Leuten im Netz aufmerksam bis zum Ende gelesen zu werden. Gepostet habe ich ihn trotzdem, denn ich bin ja (noch) nicht darauf angewiesen, mein Geld mit Klicks zu verdienen. Noch kriege ich Tantiemen für meine Bühnenstücke und bin prozentual an Buch- und CD-Verkauf beteiligt. Denn noch gibt es das Urheberrecht. Auch muss ich nicht hinnehmen, dass jemand kommt und diesen meinen Text einfach auf eine Seite kopiert, die mir vielleicht nicht gefällt, deren politische Ansichten ich vielleicht nicht teile. Der Text gehört mir, auch dann, wenn ich beschließe, ihn auf eine von mir ausgesuchte Internet-Seite zu stellen. Man darf ihn verlinken, man darf ihn zitieren. Will man ihn aber kopieren und zu eigenen Zwecken verwenden, muss man mich dafür bezahlen oder zumindest fragen. Das nennt sich Urheberrecht.

**Fazit:** Die »Digitale Revolution« ist an einem Punkt angelangt, an dem es sie zur Enteignung treibt, dummerweise nicht zur Enteignung von Konzernen oder Banken (Kapitalismuskritik kommt im Piratenprogramm nicht vor), sondern zur Enteignung ausgerechnet der Künstler, die doch noch jeder Revolution williges Sprachrohr waren. Die »Schwarmintelligenz« belegt damit einmal mehr, dass es auch »Schwarmlöcher« gibt (siehe auch: Pogrome, Hooligans und Leute, die sich per Facebook verabreden, um einen Unschuldigen zu lynchen, wie kürzlich wieder geschehen). Der Inbegriff dieser Schwarmlöcher, die Piratenpartei, ist in ihrer Gemengelage aus beeindruckender politischer Unkenntnis zu fast allen Themen und unreflektierten neoliberalen Ideologismen nichts als ein FDP-Sample mit PISA-Rap zu zeitgemäßem Beat. Und die »Freiheit im Netz«, für die da gestritten wird, erweist sich als eine weitere kapitalistische Deformierung des ehemals linken Freiheitsbegriffs.

**Solange es in dieser Debatte aber »nur« gegen die Künstler geht** (nicht gegen Bäcker oder Bierbrauer), hat der Schwarm in einem recht: Der Drang zum Kunstmachen ist eine Bewusstseinsstörung mit Zwangscharakter, die man nicht bezahlen muss. Denn der Künstler wird auch dann nicht aufhören zu produzieren, wenn man ihn in die Fänge der bald schon einzigen nennenswerten Künstlerförderung treibt. Sie heißt Hartz IV.

Markus Liske

*Markus Liske ist Schriftsteller, Herausgeber und Mitglied der Band Der Singende Tresen. Gemeinsam mit Co-Autorin Manja Präkels betreibt er die Gedankenmanufaktur WORT&TON ([www.gedankenmanufaktur.net](http://www.gedankenmanufaktur.net)) in deren Blog dieser Text vorab gepostet wurde.*

# Das Interkulturelle Zentrum in Heidelberg

## Eine bunte Zukunft

**W**as assoziiert man im Ausland mit Heidelberg? Was fällt einem ein, wenn man den Namen dieser Stadt hört? Am 8. Februar dieses Jahres dienten diese Fragen als Einstieg zum Workshop, der in der VHS in der Bergheimer Straße mit dem Ziel veranstaltet wurde, gemeinsam die Leitideen eines Interkulturellen Zentrums in Heidelberg auszuarbeiten. Aufgefordert, diese und andere Fragen zu beantworten, wurden die dort anwesenden Vertreter der vielen Heidelberger Migrantenvereine, die Mitglieder des Ausländer/Migrationsrats sowie auch BürgerInnen, die sich an der Entwicklung des Projekts beteiligen woll(t)en. Das Projekt selber hat aber eine viel längere, mindestens zwanzigjährige Geschichte, die nicht zuletzt mit den genannten Fragen und deren Antworten in Zusammenhang steht – welche Assoziationen ruft der Name Heidelberg hervor?

Am Abend des 8. Januars klang es durch den Raum: Universität, SAP, Druckmaschinen, Schönheit, Romantik. Aber auch: Wohnungsnot, Ausgrenzung, Ghettoisierung, Heidelberg als Stadt, in der Vielfalt und kulturelle Unterschiede nicht unbedingt zum Ausdruck kommen können. Und das obwohl Heidelberg nicht nur Internationalität durch die tagtägliche touristische Flut und die nur kurz verweilenden Erasmus-Studenten kennt, sondern vor allem auch für zahlreiche, aus allen möglichen Ecken der Welt hergezogenen Menschen zum neuen Zuhause geworden ist und weiterhin werden wird.

Diese Menschen, die sich, wie auch sonstwo in Deutschland, bisher in einzelnen, hauptsächlich von der jeweiligen Herkunft geprägten Vereinen organisiert haben, um Neuankömmlingen Unterstützung anzubieten und zugleich Sprache und Kultur in der und für die Öffentlichkeit zu vertreten, brauchen einen gemeinsamen Ort, ein Dach, worunter sie sich alle zusammenfinden und den Schatz, den sie mitgebracht haben, teilen können – dies war der Wunsch derjenigen, die sich über die Jahre hindurch für die Entstehung eines interkulturellen Zentrums eingesetzt haben.

## Grundlagen und Aufgaben

Bis vor kurzem – und aus welchen Gründen auch immer – war die Stadtverwaltung allerdings nicht bereit, Geld dafür zu investieren. Indes hat sich die Interessengemeinschaft Interkulturelles Zentrum, die aus jenem Wunsch entstanden ist und dafür eintritt, weiterhin darum bemüht, die ideellen Grundlagen sowie die Aufgaben einer solcher Institution zu formulieren und öffentlich zur Debatte zu bringen. Im Oktober 2011 kam es zu einer Infoveranstaltung, in der die tragenden Werte des Zentrums genau artikuliert wurden.

Eher abstrakte (jedoch natürlich sehr lobenswerte) Konzepte wie Selbstbestimmung, Würde und Gleichstellung wurden zu praktischen Vorhaben konkretisiert, denn das Zentrum soll nicht bloß ein Ort der (Inter)Kultur – sprich Veranstaltungen, Lesungen, unterschiedlichste Kurse usw. – werden, sondern auch eine Beratungsfunktion ausüben, Hilfe bei der Orientierung im Dickicht der deutschen Bürokratie und des deutschen Rechts anbieten, ein Bildungsangebot entwickeln u.a. nach dem Modell von Mustafa Bayrams Kölner Coach e.V., der seit 2004 vor allem Jugendliche mit Migrationshintergrund und deren Familien durch Seminare, Hausaufgabenhilfe und Sprachförderung erfolgreich unterstützt.

Es soll ein Büro und Postfach für Vereine ohne Anschrift bereitstellen, über Fördermittel informieren und Projekten anderer Vereine zur Seite stehen. Von dort aus soll auf die zahlreichen bereits existierenden Institutionen verwiesen werden, die gerade das zur Verfügung stellen, was man im Moment braucht: ist etwa dringende ärztliche Verpflegung nötig, so wird man, hat man keine Papiere, zu den jungen Ärzten von Medinetz geschickt. Durch Kooperation Vieler, Einzelnen zu helfen und sie zu verbinden, unabhängig von der Herkunft, aber ohne diese zu verdrängen oder zu unterdrücken, dazu verpflichtet sich das Interkulturelle Zentrum.

## Selbstbestimmung

Stehen Selbstbestimmung und Selbständigkeit im Vordergrund, so gilt als Voraussetzung aber auch, dass all das gerade Beschriebene nur dann wirklich umgesetzt werden kann, wenn das Zentrum nicht von oben beeinflusst und gesteuert wird, wenn die darin vertretenen Vereine und privaten Individuen tatsächlich die Entscheidungen treffen und die Trägerschaft übernehmen. Auch, wenn das Geld für die Umsetzung anderswo herkommt, nämlich von der Stadt. Nur auf diese Weise kann die Tätigkeit des Zent-

rum eine richtige Bürgerinitiative bleiben, die auf direkter Beteiligung basiert und Ausschließung verhindert.

Aus diesem Grund stand die Interessengemeinschaft, euphemistisch gesagt, skeptisch dem Vorschlag der Stadtverwaltung gegenüber, das Interkulturelle Zentrum auf den Emmertsgrund zu verlegen, wo überdies bereits auch manches interessante Projekt läuft. Aus den Augen, aus dem Sinn: der Durchschnittsaltstädter hätte nie von der Existenz eines solchen Zentrums auch nur vage etwas wahrgenommen.

## Aussichten

Nun wurde endlich für das Interkulturelle Zentrum nicht nur ein Budget bereitgestellt, sondern auch bis 2014/15 ein Pachtvertrag abgeschlossen. Am 1. April durfte es die Räumlichkeiten eines übersichtlichen Büros im Bergheimer Landfriedkomplex beziehen, was zumindest den endlich mit Händen fassbaren Anfang eines lange gehegten Plans darstellt. Der Umzug in die freigewordenen ehemaligen US-amerikanischen Gebäude, die – it goes without saying – breitere, zweckdienlichere Flächen bieten würden, steht zwar im Raum, ist aber keineswegs sicher.

Unsicher ist auch, wie es nach der Ausschöpfung der städtischen Finanzierung weitergehen soll. Eventuelle weitere Zuschüsse der Stadt sollten womöglich mit Einnahmen aus Veranstaltungen, Spenden der Mitglieder und dem interkulturellen Café, wo gastronomische Vielfalt sich soll ausleben dürfen, ergänzt werden.

Was die nahe Zukunft anbelangt, steht fest, dass ab dem 16. April die von der Stadtverwaltung gewählte Schriftstellerin Jagoda Marinić Leiterin des Interkulturellen Zentrums Heidelberg wird, und dieses Amt für ein Jahr bekleiden wird.

Ist »Interkulturelles Zentrum« als Name nur eine diplomatische Lösung (»Kulturzentrum« ist bereits der Karlstorbahnhof), so ist auch die Ansiedlung im Landfriedkomplex erstmal bloß eine »kleine Lösung« in Erwartung einer größeren. Die endlich erreichte offizielle Gründung ist das Ergebnis der Anstrengung vieler, der Frage »Was verbindet man mit Heidelberg?« eine neue, differenziertere und der Wirklichkeit gemäße Antwort zu geben. Es ist zu hoffen, dass sich viele in Heidelberg Lebende – und nicht zuletzt Studierende – mit anschließen werden, also DU!

*Chiara Westermann*



Heidelberg stellt sich gerne als weltoffen und international dar. Menschen aus aller Welt besuchen jährlich die Sehenswürdigkeiten der Stadt und ziehen dabei durch die überlaufene Hauptstraße oder die Kneipen der Unteren Straße. Der Mehrheit der Besucher\_innen fällt dabei kaum auf, inwiefern ihre gesellschaftliche Positionierung als weiße Menschen ihre Wahrnehmung der Reklametafeln und Schaufenster in den ansässigen Läden, Cafés und Restaurants beeinflusst.

Das eigene Weißsein und das damit verbundene Privileg, der gesellschaftlichen Norm zu entsprechen und von dieser Position her die Anderen, nämlich Nicht-Weiße benennen, kategorisieren oder definieren zu dürfen, war mir selbst lange Zeit nicht bewusst. Durch mein persönliches Engagement für anti-rassistische Jugendarbeit hatte ich mich selbst stets als von Rassismuskritik nicht betroffen betrachtet. Erst durch die Auseinandersetzung mit Texten von afrodeutschen Autor\_innen und Anstößen aus der *Critical Whiteness*-Forschung wurde mir bewusst, wie viel rassistische Stereotype und rassifizierende Zuschreibungen nicht-Weißer Menschen wir oftmals unkritisch aufnehmen. Sichtbar wird das schon bei einem Blick auf die eigene Kindheit. Sportunterrichtsspiele wie »Wer hat Angst vorm Schwarzen Mann«, das rassistisch konnotierte Kartenspiel »Schwarzer Peter« oder zahlreiche Kinderbücher, welche die Vorstellung von Schwarzen Kannibal\_innen oder Schwarzen als unterwürfigen Diener\_innen transportieren, vermitteln bereits in jungen Jahren klare rassistische Zuschreibungen und prägen die Kategorisierung von Menschen anhand der rassistischen Konstruktion der »Hautfarbe« fest in unsere Wahrnehmung ein. Wer beim Lesen denkt, »Hautfarben« gibt es doch wirklich, und dass sie nichts mit Rassismus zu tun hätten, sollte sich kurz folgende Frage stellen: Warum beschreibe ich zum Beispiel nur Student\_innen aus Ghana, Zimbabwe oder Äthiopien anhand ihrer »Hautfarbe«, würde aber niemals auf die Idee kommen, meine Kommiliton\_innen aus Dossenheim, Eberbach oder Ludwigsburg als olivenfarbig, beige oder schweinenrosa zu charakterisieren?

## »Schwarz« und »Weiß«

In meinem Artikel verwende ich die Bezeichnungen »Schwarz« und »Weiß« nicht im Sinne einer Einteilung nach »Hautfarben«. Die Kategorisierung von Menschen nach »Hautfarben« ist selbst eine rassistische Praktik. »Schwarz« verwende ich, da es die Eigenbezeichnung für Schwarze Menschen ist. Hinter der Begriffswahl verbirgt sich keine körperliche Charakteristik. Sie beschreibt lediglich eine gemeinsame gesellschaftliche Position, die auf die kollektive Diskriminierungserfahrung durch weiße Dominanz zurückgeht. »Weiß« steht für die privilegierte Stellung in unserer Gesellschaft. Zu deren Merkmalen zählt laut der Autorin Noah Sow unter anderem, dass Weiße nie automatisch als »Fremde« wahrgenommen werden, in der Öffentlichkeit Anonymität

# Kritisches Weißsein:

besitzen und ohne rassistische Schmähungen aufwachsen können. Ferner können Weiße ungehindert die Welt bereisen, grundsätzlich in Büchern und Texten annehmen, dass alle Charaktere weiß sind, wenn sie nicht anders beschrieben werden, und müssen auf Rassismus nicht reagieren.

## Versteckte Diskriminierung

Die weiße Sozialisation, in der Schwarze und People of Color meist gar nicht vorkommen sowie die mit dem eigenen Weißsein verbundenen Vorrechte machen uns häufig unempfindlich und blind für Rassismus in unserem Alltagsleben.

In meinem Artikel geht es mir nicht darum, auf andere Weiße mit dem Finger zu zeigen und sie zu beschuldigen. Stattdessen möchte ich einen Impuls dazu geben, die eigene gesellschaftliche Position kritisch zu hinterfragen, um dadurch unterschiedliche Rassismen entdecken und kritisieren zu können. Rassistische Strukturen, rassistisches Denken, rassistische Vorurteile und rassistische Handlungen prägen nicht nur das Leben von Schwarzen und People of Color in Deutschland, sondern ebenfalls jeden weißen Menschen. Sie sind hartnäckig und zutiefst verwoben in die Selbstdarstellung unserer Gesellschaft, weshalb die gute Absicht allein, Antirassist\_in zu sein, uns eben nicht davor schützt, rassistische Stereotype zu reproduzieren. Ferner ist es wichtig zu begreifen, dass rassistisches Handeln nicht unbedingt beabsichtigt geschieht, sondern rassistische Diskriminierung sich oftmals unterschwellig, unabsichtlich oder durch viele kleine subtile Stiche vollzieht. Was Rassismus ist, definiert letztlich nicht die weiße Mehrheitsgesellschaft, sondern die von Rassismus betroffene Person selbst. Als Weiße gilt es deshalb, unsere gesellschaftliche Positionierung und die damit verbundenen Privilegien, Perspektiven und Prägungen permanent zu hinterfragen, rassistische Praktiken und Erscheinungen in unserem Alltag aufzuzeigen und dabei selbst für Kritik von Schwarzen und People of Color offen zu bleiben.

## Der Begriff Rassismus

Wenn er überhaupt in den Medien thematisiert wird, wird Rassismus heutzutage fälschlicherweise ausschließlich mit gewaltsamen Angriffen auf Schwarze und People of Color gleichgesetzt. Das Feld der rassistisch Agierenden wird dadurch meist auf Neonazis eingeschränkt. Noch häufiger schrecken Vertreter\_innen des öffentlichen Lebens sogar vor der Verwendung des Begriffes Rassismus zurück. Stattdessen werden rassistische Gewalttaten oftmals hinter dem Begriff »Fremdenfeindlichkeit« versteckt. Dieser Terminus ist aus zwei Gründen verfälschend: Erstens verschleiert er die rassistische Motivation von Täter\_innen und reduziert deren Handeln auf eine Abneigung gegenüber scheinbar »Fremdem«. Zweitens suggeriert er, dass Schwarze und People of Color in Deutschland, auch wenn sie hier geboren sind, Jahrzehnte in Deutschland leben und einen deutschen Pass besitzen, immer noch »Fremde« sind. Dadurch wird die falsche Vorstellung von Deutschland beziehungsweise von Europa als homogener weißer Gesellschaft fortgeschrieben, in der People of Color und Schwarze immer als Außenstehende gezeigt werden.

Rassismus beschränkt sich aber bei weitem nicht auf gewaltsame Übergriffe von Neonazis oder sonstigen Rassist\_innen. Man findet ihn auch in visuellen Darstellungen von Schwarzen und People of Color, was ich anhand einiger Beispiele aus Heidelberg zeigen möchte, sowie in unserem Sprachgebrauch wieder.

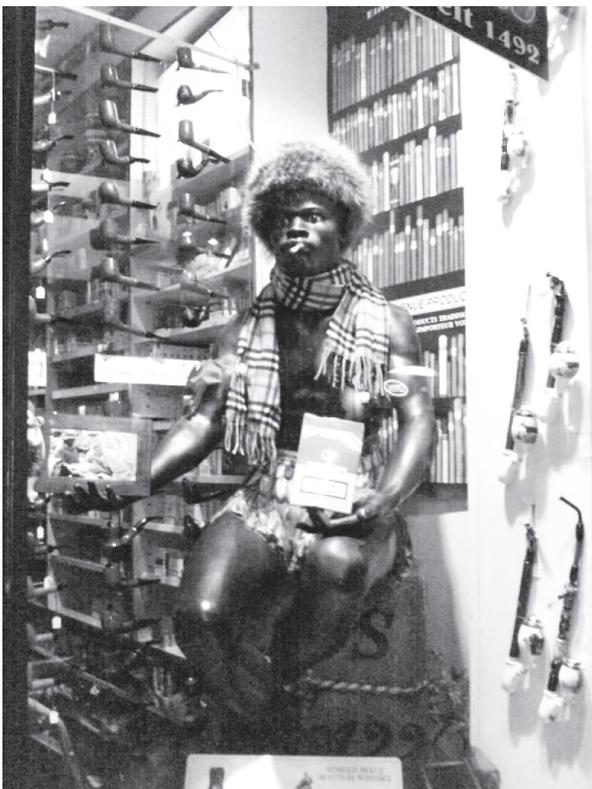
# Ein Spaziergang durch Heidelberg

## Rassismus in der Sprache

Rassismen in der Sprache tauchen nicht nur bei Autor\_innen auf, denen beim Schreiben eine diskriminierende Intention vorschwebt. Symptomatisch für das Unschuldsgewand von rassistischen Zuschreibungen in der deutschen Sprache ist ein am 31. Mai 2009 auf Spiegel-Online erschienener Artikel der Journalistin Julia Jüttner, in dem sie über einen Polizeiübergriff auf einen kamerunischen Doktoranden am Heidelberger Hauptbahnhof berichtet. Der Artikel beschreibt den Vorfall sowohl aus der Perspektive des Doktoranden, als auch aus der der Polizei. Letztere wird von der Autorin wie folgt wiedergegeben: »Insgesamt seien sechs Beamte nötig gewesen, um den Afrikaner zu bändigen [sic!]. Drei davon hätten Prellungen und Kratzwunden, einer der Beamten gar eine Kapselverletzung an der Hand erlitten.« Indem die Journalistin aus dem Doktoranden aus Kamerun einen »zu bändigenden Afrikaner« macht, setzt sie diesen nicht nur mit »wilden« Tieren gleich, die Bändige\_innen bedürfen, sondern knüpft an die rassistische Beschreibung von insbesondere Schwarzen Männern als triebhaften, impulsiven »Wilden« an. Ein Artikel, in dem ein weißer Europäer gebändigt wird, wäre den Leser\_innen wahrscheinlich merkwürdig vorgekommen. Die Darstellung des Kameruners schien hingegen nicht auf Verwunderung zu stoßen, bediente sie sich doch der langen kolonialen Tradition, in der Gewaltanwendung gegenüber Schwarzen legitimiert wurde, um diese an weiße Vorstellungen von »Zivilisation« heranzuführen.

## Rundgang durch Heidelberg

Bei einem kleinen Rundgang durch die Heidelberger Altstadt fällt auf, wie Kneipen- und Ladenbesitzer\_innen rassistische und kolonialistische Vorstellungen



gen von Schwarzen Menschen und People of Color über Reklame, Schaufenster, Schilder oder Accessoires transportieren und reproduzieren. Im Schaufenster eines Tabakladens in der Hauptstraße stößt man auf eine lebensgroße Schwarze Schaufensterpuppe, die mit ihren überzeichneten Gesichtszügen, dem entblößten Oberkörper, dem Baströckchen und einer unterwürfigen Körperhaltung zahlreiche rassistische Vorstellungen widerspiegelt, welche die weiße Mehrheitsgesellschaft seit dem Kolonialismus Schwarzen zuschreibt. Der ins Grotteske übertriebene Gesichtsausdruck und die entwürdigende saisonal wechselnde Kostümierung; mal mit Baströckchen, mal mit türkischem Fes, mal mit Fellmütze auf dem Kopf, dienen dazu, Schwarze Menschen als »unzivilisiert« und vollkommen »andersartig« zu portraituren. Der nackte Oberkörper der Figur steht für die lange Tradition der Sexualisierung von Schwarzen und People of Color durch Medien, Reklame und Wissenschaften in weiß dominierten Gesellschaften. Insbesondere Schwarze Menschen wurden im Kolonialismus als sexuelle Triebwesen beschrieben und auf ihre Körperlichkeit reduziert. Daraus wurde abgeleitet, dass Schwarze der Unterwerfung und Zivilisierung durch Weiße bedurften, die sich in Abgrenzung dazu als intellektuelle und zivilisierte Subjekte betrachteten. Die unterwürfige Körperhaltung und die ausgestreckten Arme der Figur, welche den Kund\_innen Produkte des Tabakladens entgegenstrecken, äußert außerdem die Annahme, dass Schwarze Menschen Diener\_innen sind und unterstützt weiße Überlegenheitsphantasien. Sie steht außerdem in direkter Verbindung zur Massendeportation und Versklavung von Millionen von Afrikaner\_innen durch die europäischen Kolonialmächte zur Zeit des transatlantischen Sklavenhandels.

Die Zurschaustellung von unterwürfigen Nicht-Weißen zum Zweck der Bewerbung »exotischer« Produkte aus den (ehemaligen) Kolonien hat ebenfalls eine lange Tradition. Sie findet sich nicht nur im Logo der mittlerweile belgischen Schokoladenmarke Sarotti wieder, sondern taucht auch in zahlreichen Heidelberger Cafés und Geschäften auf. Orientalisierte Schwarze Jungen fungieren als Referenz für Kolonialwaren oder präsentieren in sklavischer Haltung aktuelle Produkte, wie zum Beispiel im Moment in einem Schreibwarengeschäft am Universitätsplatz Osterhasen und Ostereier.

Die Tatsache, dass man auch im Jahr 2012 noch Heidelberger Lokaltäten begegnet, welche die rassistische Bezeichnung *Mohr\_in* im Namen tragen, unterwürfige Schaufensterpuppen von Schwarzen Menschen verwenden, um »exotische« Produkte zu bewerben oder sich positiv auf Kinderspiele zu berufen, die Schwarzsein als etwas Negatives stigmatisieren, verdeutlicht, wie wichtig es ist, sich mit Rassismus und dem Fortbestand kolonialistischer Denkweisen im Alltag zu beschäftigen.

Gruppen, die sich mit rassistischen Zuschreibungen und (neo-)kolonialen Praktiken, insbesondere in den Medien, auseinandersetzen, sind der Verein *Der Braune Mob* und auf lokaler Ebene in Heidelberg *Schwarzweiß*, die insbesondere den Spuren des kolonialen Erbes der Stadt Heidelberg nachgeht.

Die falsche Reaktion ist es, Rassismuskritik als störend oder lächerlich zu empfinden. Ein Beispiel hierfür ist ein Aufkleber in einem Heidelberger Süßwarengeschäft: »N-Küsse, M-Köpfe, Mit Schokolade überzogene Schaumzuckermasse mit Migrationshintergrund«.

Patrick Helber

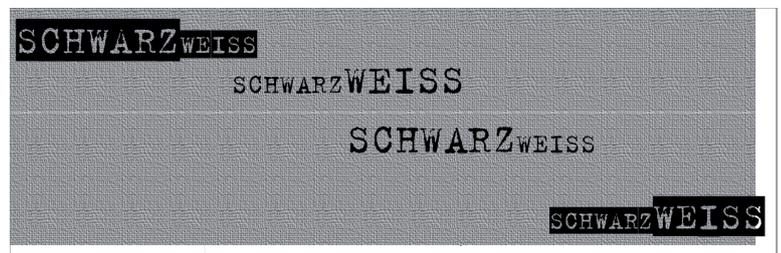
# Hybridität

**hybrid** <Adj.> [zu Hybride] (bes. Fachspr.): aus Verschiedenartigem zusammengesetzt, von zweierlei Herkunft; gemischt; zwitterhaft: -e Bildungen, Komposita (Sprachw.; Bildungen, Komposita, deren Teile verschiedenen Sprachen angehören, z. B. Auto-mobil [griech.; lat.]); -e Züchtung (Biol.; Hybridzüchtung).

**I**m Zuge der Aufklärung etablierten sich die modernen Naturwissenschaften als Erklärungsmodell für natürliche Phänomene und Zusammenhänge. Forschende einte das Bestreben, die Natur empirisch zu erklären und zu klassifizieren. Vor dem Hintergrund kolonialer Diskurse des 19. Jahrhunderts wurden Ideen wie Darwins Evolutionstheorie oder die Pflanzen- und Tiersystematik Carl von Linnés auf die kulturelle Welt der Menschen übertragen und diese dadurch biologisiert. Hierzu gehörte auch das Konzept der *Hybridität*: Ein Begriff aus der Pflanzen- und Tierzüchtung, der vor allem von der Kolonialmedizin übernommen und auf Menschen, als »Mischlinge« bezeichnet, angewendet wurde. Damit verbunden war eine negative Wertung als »rassisch minderwertig«.

Eine neue Sinnzuschreibung erfuhr der Begriff durch den amerikanischen Soziologen Robert E. Park in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Durch seine Arbeiten, in denen er in den USA lebende MigrantInnen aus Europa als Menschen zwischen zwei Kulturen beschrieb, löste er den Terminus aus seinem ursprünglich naturwissenschaftlichen Kontext und führte ihn als Analysekatgorie in die Kulturwissenschaften ein. Dort wurde er vor allem seit den 1990er Jahren von postkolonialen TheoretikerInnen wie Homi Bhabha, Gayatri Spivak und Paul Gilroy aufgenommen und zu einem Konzept entwickelt, um die Dynamik und den Austausch zwischen verschiedenen Kulturen zu beschreiben. »Kulturen sind niemals in sich einheitlich, und sie sind auch nie einfach dualistisch in ihrer Beziehung des Selbst zum Anderen«, schreibt Bhabha 1994. *Hybridität* galt ihm und anderen dabei als Ergebnis eines Aushandlungsprozesses von Identitäten in Auseinandersetzung mit verschiedenen kulturellen Bezügen. Dabei entstünden nicht einfach nur Mischformen sondern *neue* Identitäten.

Hier ist besonders die Denkfigur des »Dritten Raums« bedeutsam. Kulturen, Nationen oder Gemeinschaften definieren sich und andere über die sinn- und legitimationsstiftenden Kategorien (geographischer) Raum und (historische) Zeit. »Europa« wird etwa als historisch gewachsen und geographisch verortbar konzipiert. Das macht es leicht, die »Anderen« aus Europa hinauszudefinieren, an die Peripherie zu rücken und hierarchisch abzuwerten. Wenn dieser hermetische Raum aufbricht – etwa durch die Verschiebung oder Öffnung von Grenzen –



entsteht ein »Dritter Raum«. In ihm können Hierarchien fester Identitäten wieder neu verhandelt werden.

Das postkoloniale Konzept von *Hybridität* will keine einfachen Erklärungen geben sondern problematisieren. Identität, Kultur, Ethnizität oder Nation sollen nicht länger als eindeutig ein- und abgrenzbare Kategorien gedacht werden. Vielmehr wird betont, dass sie als stetig wandelbar und durchlässig gedacht werden sollten, um Pauschalisierung und ungerechtfertigter Vereinfachung entgegenzuwirken und der komplexen Realität Rechnung zu tragen.

Mittlerweile gilt das Konzept *Hybridität*, wie es die frühen postkolonialen TheoretikerInnen zunächst verstanden haben – als genuines Merkmal postkolonialer und migrantischer Identitäten – als überholt. KritikerInnen führen an, dass es letztlich doch eine indirekte Unterscheidung zwischen *hybriden* und »ursprünglichen« Identitäten vornehme, deren Beseitigung sich die Postkolonialen Studien eigentlich auf die Fahnen geschrieben haben, und damit entgegen eigenem Anspruch essentialistisch sei. Neuere Theorien über Identitäten und deren Entstehung legen nahe, dass Identitäten immer in Abgrenzung oder Identifikation mit verschiedenen Gruppen entstehen und es »ursprüngliche« Identitäten in dem Sinne nicht geben kann. »Das Eigene« und »das Andere« entstehen nicht unabhängig sondern in einem gemeinsamen Prozess von Selbst- und Fremdzuschreibungen.

Kultur- und Geschichtswissenschaften belegen zudem, dass auch Kulturen nie isoliert und unabhängig existiert haben, sondern sich schon immer gegenseitig beeinflussten. Diese Austauschprozesse haben sich in der gegenwärtigen globalisierten Welt, in der alle Menschen ständig unterschiedlichen kulturellen Einflüssen ausgesetzt sind, verdichtet, ausgedehnt und vermehrt. Demnach sind und waren alle Identitäten zwangsläufig *hybrid*. Hybridität ist also ein inhärentes Merkmal aller Kulturen und Identitäten und verliert dadurch seinen analytischen Wert. Dies legt die Vorstellung vom »globalen Dorf« (Marshall McLuhan 1964) nahe, in dem sich jeder Mensch frei von gesellschaftlichen Vorgaben selbst definieren und dabei aus einem globalen Angebot gewissermaßen à la carte eine eigene Identität basteln kann. Hierbei ist Vorsicht vor einer allzu harmonisierenden Sichtweise geboten, die bestehende Ungleichheiten und Machtbeziehungen verschleiert. Nicht alle Menschen verfügen über die gleichen Möglichkeiten, an dem »globalen Kulturmenü« an materiellen und immateriellen Gütern, Ideen und Symbolen teilzuhaben. Zudem bleiben essentialistische Selbst- und Fremdzuschreibungen jenseits des Elfenbeinturms weiterhin wirkungsmächtig und stabilisieren Herrschaftsbeziehungen in der alltäglichen sozialen und politischen Praxis. Zu denken ist dabei nicht nur an »ferne« Beispiele, wie afrikanische MigrantInnen, die gewaltsam an der Überschreitung der europäischen Grenze gehindert werden. Sondern auch an alltägliche Praktiken, deren Machtmechanismen wir selbst nur selten wahrnehmen – selbst dann, wenn sie unsere eignen Identitäten betreffen. So sind beispielsweise Geschlecht, Klassenzugehörigkeit, Hautfarbe oder nur der eigene Dialekt auch in der Stadt am Neckar relevante Faktoren für die Verteilung von Bildungs- und Aufstiegschancen. Marginalisierungen und Ausgrenzungsprozesse existieren weiterhin, auf globaler ebenso wie auf regionaler Ebene.

*Christiane Bürger, Friederike Faust, Carolin Liebisch*

## Interview schwarzweiss mit Prof. Dr. Inken Keim

**Inken Keim war bis 2008 am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim sowie an der Universität Mannheim tätig. Im Rahmen des Forschungsprojekts »Sprachvariation als kommunikative Praxis« arbeitete sie zu kommunikativen Stilen und Sprachvariation in vornehmlich türkischen Migrantinnen-Gruppen. Dabei konzentrierte sie sich auf die sogenannten »Powergirls«, eine Mädchengruppe im Mannheimer Stadtteil Jungbusch und analysierte die für sie typische Mischsprache.**

Ihr neuestes Buch über *Mehrsprachige Lebenswelten: Sprechen und Schreiben der türkischstämmigen Kinder und Jugendlichen* (Narr, 2012) bietet einen sehr guten Einstieg in die Thematik Migration und Sprache.

sw: *schwarzweiss hat sich das Jahresthema »Identität(en)« gegeben. Als Soziolinguistin haben Sie besonders die sozialen Funktionen von Sprache und Kommunikation im Blick. Welche Rolle spielt Sprache bei der Identitätsbildung von Menschen?*

IK: Sprache ist neben dem Äußeren, neben Kleidung, Hautfarbe usw. das, was als erstes wahrgenommen wird, wenn man mit Leuten zu tun hat. Wie jemand spricht – nicht nur Dialekt oder eine besondere Varietät – sondern auch, wie er etwas sagt, ermöglicht es dem Gegenüber, den Sprecher einzuschätzen.

sw: *Können Menschen diese Fremdwahrnehmung auch bewusst steuern, indem sie zwischen Sprachstilen und -verhalten wählen, um bestimmte Identitäten auszudrücken?*

IK: Ja, je mehr Erfahrungen Menschen mit verschiedenen sozialen Welten gemacht haben, desto besser können sie zwischen Varietäten und Sprechstilen wählen.

sw: *Sie haben in Mannheim das Sprachverhalten einer Mädchenclique, der »Powergirls« untersucht. Wie würden Sie die Powergirl-Identität charakterisieren?*

IK: Das ist eine Ingroup-, also eine Gruppenidentität, mit der die Mädchen sich einerseits gegen die Vereinnahmung durch die Migrantengesellschaft wehren. Der Druck ist sehr hoch, so zu werden, wie die Mütter. Aus der Migrationsforschung ist bekannt, dass Migranten in der Diaspora oft normorientierter sind als Verwandte aus den Herkunftsgebieten. Andererseits dient die Gruppenidentität auch der Abgrenzung gegenüber der Mehrheitsgesellschaft.

sw: *Die Powergirls waren zwischen 13 und 16 Jahren alt, als sie mit ihrer Forschung begannen. Das ist ein Alter, in dem Erfahrungen sehr prägend sind für junge Frauen. Sie beschreiben, wie die Mädchen mit Fremdzuschreibungen konfrontiert werden, sei es durch die Eltern oder die deutschen MitschülerInnen und LehrerInnen, und ihr Selbstbild allein in Abgrenzung zu diesen entwickeln.*

IK: Das war genau das Problem: Nur von Negativdefinitionen allein kann niemand leben. Dem muss man etwas entgegen setzen. Die jungen Frauen haben dem eine Stärke entgegen gesetzt und sind in die Opposition gegangen, sie haben sich nicht untergeordnet. Sie haben das, was ihnen als negativ entgegen gebracht wurde, positiv umgewertet. Sie haben deutlich gesagt, dass sie Türcinnen sind, obwohl sie deshalb von Deutschen abgelehnt wurden. Bewusst kommen sie nicht der Forderung nach, sich wie Deutsche zu verhalten, nur um anerkannt zu werden. Gleichzeitig setzen sie sich mit der demonstrierten Stärke von dem aus ihrer Sicht negativen Bild der braven jungen Türkin ab.

sw: *Wie würden sich die Mädchen selbst einordnen?*

IK: Das kommt auf die Situation an. Damals und auch heute noch gibt es Situationen, in denen sie ›türkisch‹ sind. Und dann gibt es wieder Situationen, in denen sie sich als ›Deutsche‹ verhalten. Viele von ihnen arbeiten im Schulbereich, dort sind sie Lehrerinnen. Wenn sie unter sich in der bilingualen Gruppe sind, dann sind sie Deutsch-Türkinnen, dann sind sie *Powergirls*. In anderen Situationen bezeichnen sie sich als Mannheimerinnen.

sw: *Das ist also das situative Moment von Identität. Wenden die Powergirls je nach Rolle und Verpflichtung unterschiedliche kommunikative Stile an?*

IK: Ja, zum Beispiel sprechen sie in der Schule als Lehrerin und gegenüber den Schülern gepflegtes Standarddeutsch. Da sind sie keine *Powergirls*. In anderen Situationen, wo die Rolle als Lehrerin oder als Mutter weniger wichtig ist, kommt das *Powergirl* auch wieder mehr durch, dann sprechen sie ihre »Mischsprache« [Selbstbezeichnung der Mädchen für eine in der Gruppe entwickelte Sprachform, die deutsche und türkische Elemente mischt, Anm. sw].

sw: *Wie setzen sich die Powergirls von den anderen Jugendlichen ihres Alters mit Migrationshintergrund ab? Haben sie eine eigene Sprache?*

IK: Ja, das ist diese Mischsprache. Sie sagen zum Beispiel: »Mit meinen Freunden, da kann ich nur mischen, da kann ich weder monolingual türkisch noch deutsch sprechen«. Die Mischsprache ist für sie selbstverständlich. Nur wenn sie in der Schule sind und mit monolingualen Deutschen sprechen, kontrollieren sie die Mischungen und sprechen Standarddeutsch.

sw: *In Ihrem Buch beschreiben Sie einen Wandel, den die jungen Frauen durchlebt haben. Von den Powergirls, die sich vor allem durch Abgrenzung zu anderen definieren, hin zu eigenständigen Selbstbildern. Gab es in diesem Prozess bestimmte Vorbilder?*

IK: Nein, es gab keine Vorbilder. Sie haben schlicht und einfach gesagt: »Wir sind nicht wie die Deutschen, wir sind nicht wie die Türcinnen in der Türkei. Wir sind was Neues, was ganz Anderes«. Bislang haben sie keinen festen Namen für ihre Identität und jede definiert das für sich. Man kann hier von der oft betonten hybriden Identität sprechen.

sw: *Hier wird das Defizit der Sprache deutlich, die nicht in der Lage ist, diese hybriden Identitäten zu benennen.*

IK: Es ist v.a. die monolinguale Sprache, die hier zurück liegt. Die bilinguale oder trilinguale Sprache ist es nicht, die ist ja eben eine Mischung, eine hybride Sprache. Diese Mischsprache ist nicht willkürlich, sondern die Mischungen sind systematisch.

# Na, wer denn sonst ...?

**Nach dem Wahlsieg Vladimir Putins steht Russland vor einer weiteren Amtszeit politischer Stagnation. Einschätzungen über sein Land: frustriert, gespalten – und im Aufbruch.**

Putin weinte. Es mag der kalte Wind gewesen sein, der ihm die Tränen in die Augen trieb, vielleicht war es aber auch echte Überwältigung angesichts der jubelnden 100 000 Menschen, die aus verschiedenen Landesteilen erschienen waren, um seinen Wahlsieg zu feiern. Kurz nachdem am Abend des 4. März das zentrale Wahlkomitee die ersten Hochrechnungen veröffentlicht hatte, betrat er mit Präsident Dmitrij Medvedev die Bühne auf dem Manezhnaya-Platz im Zentrum Moskaus und ließ keinen Zweifel an der offiziellen Deutung der Ereignisse des Tages: »Wir haben in einem offenen und ehrlichen Kampf gewonnen. Und diesen Sieg werden wir uns von niemandem nehmen lassen.«<sup>1</sup> 64 Prozent der Stimmen – eine deutliche Mehrheit und ein Ergebnis, mit dem vielleicht noch nicht einmal er selbst gerechnet hatte. Dmitrij Muratov, Chefredakteur der unabhängigen »Novaya Gazeta«, vergleicht Putins Tränen mit denen des alten Faust. Erblindet und im Glauben, der Welt durch sein Wirken Gutes zu tun, ruft er begeistert aus: »Verweile, Augenblick, du bist so schön!« Zu verweilen, das ist Putin gelungen: Nach effektiv zwölf Jahren an der Spitze der russischen Regierung<sup>2</sup> wird er nun für mindestens sechs weitere Jahre Präsident sein.

## Putin Inc.

Westliche Medien konzentrieren sich dieser Tage auf die Wahlfälschungen, spüren Karussellwähler auf und mysteriöse Wahlurnen, prall gefüllt mit Putin-Stimmen; die OSZE will in jedem dritten Wahllokal »Unregelmäßigkeiten« festgestellt haben.<sup>3</sup> Doch was läuft falsch in Russland, abgesehen von der massiven Einschränkung von politischen Freiheiten? Worum sollte es in einem wirklich offenen und fairen Wettstreit politischer Positionen gehen?

Da ist zunächst die hemmungslose Bereicherung der Eliten – das Thema der Auftritte und Schriften des Bloggers Aleksej Navalnyj. Er war es, der Putin und den Clan seiner Vertrauten als »Gauner und Diebe« bezeichnete und damit viel aufgestauten Frust in einem Label bündelte. Die Moskauer Zeitschrift »The New Times« berief sich kürzlich auf Wikileaks-Dokumente und bezifferte den Wert des »Putin-Clans«, also derjenigen Unternehmen, an deren Führung Freunde und Verwandte Putins unmittelbar beteiligt sind, mit 130 Mrd. US-Dollar. Boris

Nemzov, in den 1990ern unter Jelzin Vize-Premierminister, fasste 2010 in einer Schrift die zehn Jahre unter Putins Herrschaft zusammen und kam zu einem vernichtenden Urteil.<sup>4</sup> Auch in diesem Papier steht das riesige und undurchsichtige Korruptionsnetzwerk, die freundschaftlichen und familiären Verbindungen Putins in die Chefetagen der Staatskonzerne und Banken, im Mittelpunkt. Dmitrij Muratov fasste die Situation jüngst in einem Interview mit dem oppositionellen Radiosender Echo Moskvj zusammen. Er zitierte Putins metaphorischen Aufruf im Wahlkampf, für die Heimat zu sterben, anstatt durch die Zusammenarbeit mit dem Westen an deren Destruktion mitzuwirken, und fragte: »Doch wofür sollen wir eigentlich sterben? Für das Team von »Chelsea«?<sup>5</sup> Für den Palast von Ramsan Kadyrov in Grosny?<sup>6</sup>

Die Bevölkerungszahlen gehen zurück, viele gut ausgebildete junge Menschen träumen vom Studium und Leben im Ausland und verwirklichen diesen Traum, sobald sich eine Möglichkeit bietet. Nationalistische Strömungen gewinnen an Unterstützung, ethnische Spannungen nehmen zu. Viele dieser Probleme sind nicht Putin allein anzulasten. Doch seine autoritäre Regierungsführung und die Rezentralisierung von Entscheidungsmacht, die unter seiner Präsidentschaft stattfand, fördern keine kreativen Lösungen, sondern perpetuieren ein Gefühl des Ausgeliefertseins. Ljudmila, Dozentin an der Staatlichen Universität St. Petersburg, beschreibt es so: »Heute gilt, was immer galt – auch meine Vorfahren lebten schon darnach: Wir müssen leben, egal, wer herrscht. Wir müssen das Gute in uns bewahren, weil es unerlässlich dafür ist, zu leben und Menschen zu bleiben.«

## Raskoly – Spaltungen

Aus Nemzovs Broschüre geht hervor, dass die Jahre unter Putins Regierung von einer Zunahme sozialer Ungleichheit gekennzeichnet waren: Niemals in der postsowjetischen Geschichte seien vor 2010 die reichsten zehn Prozent um so viel reicher gewesen (17x) als die ärmsten. Russlands Gesellschaft ist aber nicht nur gespalten in reich und arm, in gutverdienende Bewohner der florierenden Zentren und eine abgehängte Landbevölkerung, sondern auch in zwei Lager mit entgegengesetzten Vorstellungen von Russlands politischer Zukunft. Muratov stellt diese Teilung, die Putin durch seine vermehrt anti-westliche Rhetorik selbst vorangetrieben habe, überspitzt dar: Da ist einerseits das putintreue Lager, das Volk des Fernsehers, das sowjetische, rückwärtsgewandte und nach alter Großmacht strebende – und andererseits das moderne, pro-europäische, das Russlands Zukunft in demokratischer Erneuerung sieht. Diese Teilung erinnert an den vorsowjetischen Streit um Russlands Orientierung zwischen Slawophilen und Europäern, der die Intelligentsia des 19. Jahrhunderts umtrieb.

»Lasst uns vor Moskau sterben, wie unsre Brüder schon gestorben!« Der russische Dichter Michail Lermontov musste für Vladimir Putins Wahlkampf Modell stehen.

Jedoch sind viele Intellektuelle auch innerlich zerrissen – so wie Ljudmila. Einerseits habe sie, wie viele ihrer Freunde, angesichts der offensichtlichen Entfernung von »Macht« und Volk das politische Interesse beinahe völlig verloren. »Wir können uns einmal mehr nur auf uns selbst und den kleinen Kreis der Nächsten verlassen«, schreibt sie in einer E-Mail. Andererseits aber spüre sie »Ärger, und sogar Ekel« gegenüber vielen Reaktionen der westlichen Welt: »Im Internet sah man sofort Bilder aus einigen Wahllokalen in der Provinz, auf denen – wie immer – diese lächerlichen russischen Barbaren zu sehen waren« – eine Anspielung auf Aufnahmen aus dem Gebiet Dagestan, auf denen bei eingeschalteter Überwachungskamera Männer seelenruhig stapelweise Stimmzettel in die Wahlurnen füllten.<sup>7</sup> »Scheinheilig« nennt sie die beinahe schon automatisch vorgebrachten Vorwürfe, und unterstreicht ihre Überzeugung, Russland müsse einen eigenen Weg der Entwicklung gehen und sei nicht geeignet für simple Adaption westlicher Werte und politischer Modelle.

## Wohin, wohin?

Faust ist blind, getäuscht, getrogen. Er hört Mephistopheles' Geister, die sein Grab ausheben und hält sie für Arbeiter, die, in seinem Auftrag, nützliche Werke vollbringen. Was ist es, wofür Putin Muratov zufolge blind ist? Es ist die Tatsache, dass immer mehr Menschen bereit sind, Zweifel zuzulassen – Zweifel an Putins Lösung »Was gut für Gazprom ist, ist auch gut für Russland«, Zweifel am Modell eines starken, patriarchalen Staates. Dies zeigt sich auf den Straßen, nicht nur in den Metropolen, immer wieder seit der Parlamentswahl im Dezember letzten Jahres, es zeigt sich im Internet und in den Diskussionen in den unabhängigen Medien. Und dort zeigt sich auch eine neue Bereitschaft zum Kompromiss in der Opposition. Eine wichtige Frage ist, ob es gelingen kann, die mannigfachen Gegner des Putin-Regimes in positiven Forderungen zu vereinigen. Die Schauspielerin Ksenia Sobchak spielte bei einer Demonstration auf Putins wiederholte bewusste Spaltung der russischen Öffentlichkeit in treue Patrioten und Feinde Russlands an und stellte gemeinsame Ziele auf: »Dass wir nicht einverstanden sind, bedeutet nicht, dass wir Feinde sind. [...] Alle wissen, wogegen wir sind, nun müssen wir zeigen, wofür wir sind: eine Justizreform, freie Massenmedien, Aufstiegschancen für junge Leute, breite politische Reformen, freie politische Betätigung...«

Noch ist Putin für viele ein alternativloser Anführer; auch deshalb, weil keine Kandidaten in Sicht sind, die ihn – selbst unter freien und fairen Umständen – ernsthaft herausfordern könnten. Boris Akunin jedoch, hoch populärer Krimiautor und oppositioneller Aktivist, sagt, man brauche keine neuen Helden. Es gehe nicht mehr um das Wer, sondern um das Was – die Antwort auf die Frage, »wer, wenn nicht Putin?«, sei die Demokratie selbst.

Sobald und nur wenn das verinnerlicht ist und die Spaltungen konstruktiv überwunden werden, gibt es Chancen auf echte Erneuerung. Der Diskurs ist angestoßen, doch er braucht Zeit. Das allerdings ist kein Problem: Die Zeichen stehen auf Putin bis 2024.

Jan Matti Dollbaum

<sup>1</sup> Ein Video des Auftritts mit englischer Simultanübersetzung gibt es unter diesem Link: [www.youtube.com/watch?v=MbqJg88UEBo](http://www.youtube.com/watch?v=MbqJg88UEBo)

<sup>2</sup> Die zwölf Jahre teilen sich in acht Jahre Präsidentschaft und vier Jahre als Ministerpräsident.

<sup>3</sup> Siehe z.B. [www.guardian.co.uk/world/2012/mar/05/russian-election-skewed-putin-favour](http://www.guardian.co.uk/world/2012/mar/05/russian-election-skewed-putin-favour)

<sup>4</sup> »Putin. Ergebnisse. 10 Jahre« Der entsprechende Link: [www.putin-itogi.ru/doklad/#5](http://www.putin-itogi.ru/doklad/#5) (auf Russisch).

<sup>5</sup> Roman Abramowitsch, der im Verdacht steht, durch Geschäfte mit dem russischen Staat Milliarden verdient zu haben (unter anderem durch den Verkauf von 75% der Anteile seines Unternehmens Sibneft), besitzt den Fußballverein Chelsea London.

<sup>6</sup> Ramsan Kadyrov regiert als Präsident die russische Kaukasusprovinz Tschetschenien.

<sup>7</sup> Das Video dazu ist tatsächlich auf absurde Weise komisch: [www.youtube.com/watch?v=KTbdeyfXeGE](http://www.youtube.com/watch?v=KTbdeyfXeGE)

# LOCI & TEMPORA CONCILIORUM

Mi, 18.4., Wohnzimmerkonzert Bischler, Action House, Bergheimerstr. 131

Fr, 20.4., 16 Uhr Erstes Treffen der offenen Lesegruppe zu »Das Kapital« von Karl Marx, ZEP, Zeppelinstraße 1

Fr, 20.4., 20 Uhr Poetry Slam, DAI

Sa, 21.4., 11 Uhr Vegan Bakesale der Initiative »Vegan in Heidelberg«, Psychologisches Seminar

Sa, 21.4., ab 19 Uhr Lange Nacht der Museen

Mo, 23.4., 19 Uhr Offene Redaktionssitzung un!mut, Marstall (auf der Empore über dem Buffet)

Mo, 23.4., 20 Uhr Offenes Treffen von Attac Campus mit Vortrag und Diskussion, Campus Bergheim, Raum 02.025

Do, 26.4., 19 Uhr Offenes Plenum Solidarische Landwirtschaft, Prisma-Haus, Richard-Wagner-Str. 6, Handschuhsheim

Fr, 27.4., 21 Uhr Reggae- und Dancehall-Party im Malecón mit Scampylama Sound

Sa, 28.4., 10–15 Uhr Campus Flohmarkt im Marstall, kostenlose Stand-Anmeldung unter [pr@stw.uni-heidelberg.de](mailto:pr@stw.uni-heidelberg.de)

Di, 1.5., 10.30 Uhr Demo zum Tag der Arbeit, ab Bismarckplatz

Mi, 2.5. Releasekonzert TripTapes, Halle01

Mi, 2. bis Sa, 5.5. Heidelberger Symposium »Mut zur Moral«

Fr, 4.5., 19 Uhr Offenes Antifa-Treffen (OAT) der AIHD, Café Gegendruck, Fischergasse 2

So, 6.5., 13 Uhr contra.funk – Sendung der Radiogruppe des Autonomen Zentrums (im Exil) Heidelberg, Frequenz 105,4 (HD), 89,6 (MA), 107,45 via Kabelempfang sowie Livestream: <http://streaming.fueralle.org:8000/bermudafunk.ogg.m3u>

Di, 8.5., 20 Uhr Offene Bühne, TIKK, Karlstorbahnhof

Do, 10.5. bis So 13.5. Heidelberger Literaturtage auf dem Universitätsplatz;  
Programm: [www.heidellittage.de](http://www.heidellittage.de)

Fr, 11.5., 20 Uhr Improtheater Kopfsalat, TIKK, Karlstorbahnhof

Sa, 12.5. Elfter Fahrrad-Flohmarkt für Gebrauchtfahrräder (Verkauf von privat an privat), Hinterhof von altavelo Fahrradladen und Radhof Bergheim, Bergheimer Str. 101

So, 13.5., 10–13 Uhr Brunch im Marstall

Mo, 14.5., 19 Uhr Offene Redaktionssitzung un!mut, Marstall (auf der Empore über dem Buffet)

Di, 15.5., 10 Uhr Fahrrad-Kodier-Aktion, Kollegiengebäude Marstallhof

Di, 15.5., 20 Uhr Offene Bühne im Palais Rischer, Untere Str. 11

Mi, 16.5., 20 Uhr hd-ernetzt (setzen sich für alternative Wohn- und Kulturprojekte auf den freiwerdenden US-Flächen ein) Treffen, MGH, Heinrich-Fuchs-Str. 85

Fr, 18. & Sa, 19.5. Maifeld Derby Festival, am MVV Reitstadion Maimarktgelände, Mannheim

Mo, 21.5. Konzert Bischler in der Halle02

So, 3.6., 13 Uhr contra.funk - Sendung der Radiogruppe des Autonomen Zentrums (im Exil) Heidelberg, Frequenz 105,4 (HD), 89,6 (MA), 107,45 via Kabelempfang sowie Livestream: <http://streaming.fueralle.org:8000/bermudafunk.ogg.m3u>

Mo, 11.6., 19 Uhr Offene Redaktionssitzung un!mut, Marstall (auf der Empore über dem Buffet)

